

Rechtsextremismus - ein Forschungsfeld

Borstel, Dierk; Grau, Andreas; Marth, Julia; Schmidt, Anja

Veröffentlichungsversion / Published Version

Rezension / review

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Borstel, D., Grau, A., Marth, J., & Schmidt, A. (2011). Rechtsextremismus - ein Forschungsfeld. *Soziologische Revue*, 34(1), 27-57. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-75130-3>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer CC BY-NC-ND Lizenz (Namensnennung-Nicht-kommerziell-Keine Bearbeitung) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu den CC-Lizenzen finden Sie hier: <https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/1.0/deed.de>

Terms of use:

This document is made available under a CC BY-NC-ND Licence (Attribution-Non Commercial-NoDerivatives). For more information see: <https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/1.0>

Sammelbesprechungen



Rechtsextremismus – ein Forschungsfeld

DIERK BORSTEL, ANDREAS GRAU,
JULIA MARTH, ANJA SCHMIDT



REINER BECKER, Ein normales Familienleben. Interaktion und Kommunikation zwischen „rechten“ Jugendlichen und ihren Eltern. Schwalbach/Ts.: Wochenschau 2008, 387 S., br., 34,80 €

MARC COESTER, Hate Crimes. Das Konzept der Hate Crimes aus den USA unter besonderer Berücksichtigung des Rechtsextremismus in Deutschland. Frankfurt a. M.: Peter Lang 2008, 515 S., br., 78,00 €

UTA DÖRING, Angstzonen. Rechtsdominierte Orte aus medialer und lokaler Perspektive. Wiesbaden: VS 2008, 307 S., br., 39,90 €

MIRYAM ESER DAVOLIO / MATTHIAS DRILLING, Gemeinden antworten auf Rechtsextremismus: Perspektiven für eine Kooperation zwischen Verwaltung und Zivilgesellschaft. Bern: Haupt 2008, 289 S., br., 32,00 €

JOSEF HELD / SEDDIK BIBOUCHE / GERHARD DINGER / GUDRUN MERKLE / CAROLIN SCHORK / LAURA WILMS, Der Rechtsextremismus und sein Umfeld: Eine Regionalstudie und die Folgen für die Praxis. Hamburg: VSA 2008, 190 S., br., 14,80 €

ANDREAS KLÄRNER, Zwischen Militanz und Bürgerlichkeit. Selbstverständnis und Praxis der extremen Rechten. Hamburg: Hamburger Edition, 348 S., gb., 25,00 €

HEINZ LYNEN VON BERG / KERSTIN PALLOKS / ARMIN STEIL, Interventionsfeld Gemeinwesen. Evaluation zivilgesellschaftlicher Strategien gegen Rechtsextremismus. Weinheim: Juventa 2007, 379 S., br., 42,00 €

- KURT MÖLLER / NILS SCHUHMACHER, Rechte Glatzen. Rechtsextreme Orientierungs- und Szenezusammenhänge – Einstiegs-, Verbleibs- und Ausstiegsprozesse von Skinheads. Wiesbaden: VS 2007, 568 S., br., 39,90 €
- PETER RIEKER, Rechtsextremismus: Prävention und Intervention. Ein Überblick über Ansätze, Befunde und Entwicklungsbedarf. Weinheim: Juventa 2009, 198 S., br., 21,00 €
- RALF WIEDERER, Die virtuelle Vernetzung des internationalen Rechtsextremismus. Herbolzheim: Centaurus 2007, 460 S., br., 29,90 €

Rechtsextremismus ist zum Ende des ersten Jahrzehnts des 21. Jahrhunderts ein nach wie vor hochaktuelles Forschungsfeld. Dabei erscheint v. a. die Ambivalenz rechtsextremer Strategien betrachtenswert, die sich zwischen Normalisierung und Radikalisierung bewegen (vgl. bspw. Funke 2009). Zudem rückt zunehmend die Frage nach den Einflussfaktoren des unmittelbaren Wohn- und Interaktionsraums von Individuen in den Fokus. Vor diesem Hintergrund werden wir im Folgenden den Versuch unternehmen, anhand von zehn Veröffentlichungen der letzten Jahre einige Bemerkungen zum status quo der Rechtsextremismusforschung festzuhalten. Die zum großen Teil Monografien widmen sich dabei je unterschiedlichen Facetten des Rechtsextremismus und versuchen als überwiegend empirische Beiträge ein tieferes Verständnis des Phänomens zu unterstützen. Wenngleich die Publikationen sich hinsichtlich Schwerpunktsetzung und Aufbereitung deutlich voneinander unterscheiden, so lassen sich doch mindestens vier Komponenten identifizieren, die als zentrale Aspekte einer wissenschaftlichen Auseinandersetzung mit Rechtsextremismus in jeder der hier vorgestellten Forschungen in mehr oder weniger deutlicher Art und Weise thematisiert werden: 1. Rechtsextremismuskonzepte, 2. Beschreibung von Rechtsextremismus / empirische Analyse, 3. Präventions- und Interventionsansätze und 4. Evaluation der Möglichkeiten und Notwendigkeiten von Prävention zur Verbreitung rechtsextremistischen Gedankenguts und Intervention gegen Rechtsextremismus.

1. Rechtsextremismuskonzepte

Der Begriff Rechtsextremismus wird in den mit ihm befassten Disziplinen in vielfältiger Weise definiert. Neben verfassungsrechtlichen und politikwissenschaftlichen Konzepten findet sich der wohl prominenteste Ansatz zur Beschreibung von Rechtsextremismus bei Heitmeyer (1987). Zentral ist diesem stark handlungsorientierten Konzept die Zweiteilung in eine ideologische (Einstellungen, Mentalitäten, Denkmuster, Verhaltensweisen) und eine Gewaltkomponente (aktive bzw. passive Gewaltakzeptanz). Beide müssen laut Heitmeyer vorhanden sein, um von Rechtsextremismus sprechen zu können.

Obwohl die meisten der Autoren der hier besprochenen Beiträge diesen Rechtsextremismusbegriff für ihre eigene Arbeit zugrunde legen, sind sie sich zugleich darin einig, dass sich die Begriffsverwendung innerhalb der Rechtsextremismusforschung höchst unterschiedlich darstellt. So stellt Uta Döring in ihrer Studie über „Angstzonen“ – soziale, öffentliche Räume, die dem rechtsextremen Strategieziel der „national befreiten Zone“ in einigen Merkmalen sehr nahe kommen – fest, dass die Begriffe Rechtsextremismus und rechtsextrem zwar – insbesondere auch in der Diskussion um „national befreite Zonen“ – häufig verwendet würden, gleichzeitig aber in der Wissenschaft wenig Einigkeit darüber herrsche, was genau unter dem Begriff Rechtsextremismus zu fassen sei. Entsprechend hebt die Autorin die Heterogenität der Begriffsdefinitionen

und -konzepte heraus und sieht Rechtsextremismus eher als übergeordneten Begriff, der verschiedene Phänomene zusammenfasst. Marc Coester, der in seiner Monografie das u.s.-amerikanische Konzept der *hate crimes* dem Rechtsextremismus in Deutschland gegenüberstellt, beginnt seine Ausführungen zum Konzept des Rechtsextremismus ebenfalls mit dem Hinweis auf eine „heillose Sprach- und Begriffsverwirrung“ (347), die in der Wissenschaft in diesem Bereich vorherrsche. Rechtsextremismus ist nach Coester zusammenfassend als Syndrom unterschiedlicher normativer, also ideologischer Einstellungen zu verstehen, die in Kombination mit spezifischen Handlungen insbesondere auf einer „latente[n] Bereitschaft zur gewaltsamen Propagandierung und Durchsetzung der erstrebten Ziele“ (348), v. a. Systemwechsel, basieren.

Unabhängig von dieser Diffusion zeigt sich in der Gegenüberstellung der betrachteten Veröffentlichungen aber deutlich die allgemein große Akzeptanz des Bielefelder Rechtsextremismusbegriffs nach Heitmeyer. Kurt Möller und Nils Schuhmacher gehen entsprechend davon aus, „dass rechtsextreme Orientierungen in spezifischer Weise eine Verkoppelung von [...] Ungleichheitsvorstellungen und Gewaltakzeptanz voraussetzen“ (95) und legen ihrer Arbeit das gemeinsame Auftreten einer ideologischen und einer Gewaltkomponente als zentrales Element von Rechtsextremismus zugrunde. Ralf Wiederer bezieht sich in seiner Beschreibung der virtuellen Vernetzung rechtsextremer Akteure ebenfalls auf den Rechtsextremismusbegriff von Heitmeyer, da dieser sich „insbesondere für vergleichende Analysen des Problems eignet“ (27). Im Unterschied zu allen anderen hier betrachteten analytischen Konzepten beschreibt Wiederer in Anlehnung an Kellersohn (1994) ergänzend drei zentrale Strategieoptionen des Rechtsextremismus in Deutschland: kulturelle Subversion durch intellektuellen Rechtsextremismus; Opposition im Rahmen des bestehenden (parteipolitischen) Systems; radikale Opposition unter Befürwortung politischer Gewalt und Terror (115f.).

In der Betonung der Gewaltkomponente zeigt sich im Übrigen die größte Diskrepanz in den betrachteten Ansätzen: Sowohl Wiederer als auch Josef Held / Seddik Bibouche / Gerhard Dinger / Gudrun Merkle / Carolin Schork / Laura Wilms sehen Gewaltakzeptanz nicht als konstituierendes Merkmal für Rechtsextremismus an. Ihnen genügt das Vorhandensein extremer Ausprägungen hinsichtlich bestimmter Einstellungskonstrukte, um von Rechtsextremismus sprechen zu können. Bei Peter Rieker bleibt die Gewaltkomponente gänzlich unbestimmt, Reiner Becker legt sich bzgl. des Begehens aktiver Gewalthandlungen ebenfalls nicht fest. Döring wiederum folgt der gängigen Unterscheidung von Einstellungs- und Handlungsebene, wobei zumeist mehrdimensionale Einstellungsmuster konkreten (nicht selten gewaltaffinen) Aktionen vorgelagert seien bzw. „als notwendige Voraussetzung für eine rechtsextreme Praxis“ (40) gelten. Es besteht also kein Konsens hinsichtlich der Frage, ob Gewalt(akzeptanz) ein konstituierendes Merkmal für Rechtsextremismus ist.

Eng an die Relevanz der Gewaltkomponente schließt weiterhin ein semantisches Problem an, das auch von einigen der Autoren diskutiert wird: Wenn gleich sich der Begriff Rechtsextremismus in seinen unterschiedlichen Verwendungsformen zunehmend durchsetzt, so ist er doch durchaus umstritten (vgl. Mudde 1996). Held et al. etwa diskutieren, dass mit dem extremistischen Begriffselement eine Trennung der Gesellschaft suggeriert werde, namentlich in eine gemäßigte demokratische Mitte und in extreme, gegen die Demokratie gerichtete Ränder (14). So würde verschleiert, dass es in allen Teilen der Gesellschaft rechtsextreme und antidemokratische Einstellungen gibt. In ihrer eigenen Untersuchung unterscheiden Held et al. daher Individuen mit rechtsextremisti-

scher Orientierung zum einen in Personen, die diesseits der „roten Linie“ stehen, d. h. nicht kriminell sind, und zum anderen in Personen jenseits der roten Linie (Aktionen, Tätigkeiten werden begangen, die strafbar sind) – dass die Übergänge hierbei fließend sind, räumen die Autoren ein, fokussieren aber explizit auf das gesamte Gemeinwesen. Ähnlich wie Held et al. verstehen wir den Begriff Rechtsextremismus dabei bisher weitgehend als alternativlos, wenn gleich etwa die von Neugebauer (2000) diskutierte Differenzierung von Extremismus und Radikalismus hier viel versprechend erscheint. Das u.s.-amerikanische Konzept der *hate crimes* schließlich, das Coester in seiner Arbeit dem Rechtsextremismus in Deutschland gegenüberstellt, vernachlässigt ebenfalls das extremistische Merkmal – also die vornehmlich politisch motivierte Affinität zu und Akzeptanz von Gewalt – die in den hierzulande gängigen theoretischen Ansätzen oftmals eine zentrale Rolle spielen, und steht damit der Ideologie der Ungleichwertigkeit näher. Gerade deshalb könnte der Mehrerwerb des *hate crimes*-Konzepts in deutschen Zusammenhängen ganz generell in der Öffnung für nicht primär politisch motivierte, aber dennoch vorurteilsbegründete und diskriminierende (Gewalt-)Taten gegen andere liegen (408f.), weil soziale Gruppenkonstellationen verschiedener Art in den Blick genommen und dabei neben Tätermerkmalen auch die Charakteristika von Opfern stärker in die Betrachtung einbezogen werden (344; 463ff.).

Eine Ausnahme stellt in dem hier vorliegenden Rezensionssammenhang die Monografie von Andreas Klärner dar. Der Autor nähert sich der Thematik Rechtsextremismus aus der Richtung der sozialen Bewegungsforschung an, er geht also von der rechtsextremen Bewegung als einem kollektiven Akteur aus, der unterschiedliche Organisationsformen umfassen kann. Auf ideologischer Ebene wird, so Klärner, mit unterschiedlichen Mobilisierungs- und Handlungsstrategien versucht, gesellschaftlichen Wandel zu beschleunigen, zu verhindern oder umzukehren. Das Konzept der sozialen Bewegung ist selbst erst einmal nicht wertend, sondern stellt rechtsextremistische Bewegungen auf eine Ebene mit bspw. Bürgerrechtsbewegungen. International erscheinen in letzter Zeit mehr und mehr Studien, die Rechtsextremismus als soziale Bewegung verstehen und behandeln wollen – in der deutschen Forschungslandschaft ist dieses Vorgehen allerdings überaus umstritten und wird zumeist eher abgelehnt. Bisher verbanden sich unserer Meinung nach damit im Übrigen einige qualitative Schwierigkeiten, da durch die Linse der sozialen Bewegung im Allgemeinen nur die organisierte Ebene in den Blick genommen wird und werden kann. Fragen, die in diesem Zusammenhang von der Forschung bisher ungeklärt blieben, drehen sich vor allem um die Motive und Ziele der verschiedenen Akteure innerhalb der Bewegung.

2. Beschreibungen von Rechtsextremismus / empirische Analysen

Genau diese Leerstelle versucht Klärner in seiner Studie zu füllen. Deren Ausgangspunkt ist der seit einiger Zeit zu beobachtende, partiell recht erfolgreiche Versuch, zumindest von Teilen der rechtsextremistischen Szene, sich ein „sauberes Image“ zuzulegen und über die Entwicklung neuer Aktionsformen, die sich vor allem durch Gewaltverzicht auszeichnen, Zugang zu etablierten Foren der Zivilgesellschaft zu erhalten. Erkenntnisinteresse Klärners ist es daher, vor dem Hintergrund des Ansatzes der Bewegungsforschung das Innere der Szene zu erforschen – konkreter, wie homogen bzw. heterogen sie sich zusammensetzt – und des Weiteren zu zeigen, wie sich „die Aktions- und Organisationsformen der rechtsextremen Szene in den letzten Jahren konkret verändert“ (62) haben.

Nach einer kurzen Einführung in die Entwicklung der lokalen rechtsextremen Szene in der nicht näher benannten A-Stadt porträtiert Klärner mit Hilfe von Interviews unterschiedlich stark involvierte Akteure (die lokale Bewegungselite, Basisaktivisten und das Umfeld der Szene) und eruiert das Selbstverständnis dieser unterschiedlich stark organisierten Teilgruppen. Als Ergänzung zur „klassischen“ Bewegungsforschung interessieren Klärner dabei insbesondere die individuellen Motive und Interessen der einzelnen Akteure. Insgesamt betrachtet macht nicht zuletzt die literarische Konzeption das Buch äußerst lesenswert: Der Theorieteil bleibt auf das auch für Nichtexperten Wichtige und Wesentliche beschränkt, und der Schwerpunkt liegt auf dem überaus spannend gestalteten empirischen Teil. Lediglich eine etwas differenziertere Betrachtung der historischen Entwicklungen in der ehemaligen DDR und im Ostdeutschland der Nachwendezeit wäre wünschenswert gewesen. Denn weder sind die eingangs beschriebenen organisatorischen Entwicklungen in der Bundesrepublik eins zu eins auf den Osten der Republik übertragbar, noch beschränken sich die Ursachen für das dortige Fußfassen rechtsextremistischer Organisationen und Gruppierungen auf den wirtschaftlichen und politischen Zusammenbruch und deren Folgen oder die Auswirkungen auf eine gewaltbereite Jugendkultur.

Auch Becker konzentriert sich auf einen sozial begrenzten Raum, die Familie. Das Buch möchte familiäre Aspekte der politischen Sozialisation Jugendlicher im Zusammenhang mit Rechtsextremismus klären. Als Ausgangspunkt greift es dabei den öffentlichen Diskurs um die Rolle des Elternhauses für die Entwicklung rechtsextremistischen Gedankenguts bei Jugendlichen auf. Nach Becker wird in diesem Diskurs das erzieherische Versagen zum Großteil bei den Eltern gesucht und ihnen die Schuld an der Hinwendung ihrer Kinder zu rechtsextremistischen Kreisen gegeben. Folglich wird auch mit Blick auf Prävention bzw. Intervention insbesondere das Elternhaus als Hauptort für einen „Therapieansatz“ ausgemacht. Für Becker bleiben dabei Fragen offen, die hauptsächlich darum kreisen, wie mit der „rechten“ Gesinnung des Kindes im Familienalltag umgegangen wird, welche „Formen und Bedingungen der Interaktion und Kommunikation zwischen ‚rechten‘ Jugendlichen und ihren Eltern“ (9) und welche weiteren, außerfamiliären, Sozialisationsagenten es zu berücksichtigen gilt. Um diese Fragen klären zu können, führte der Autor leitfadenorientierte Gespräche mit Jugendlichen, die zum Zeitpunkt der Interviews bereits „rechts“ orientiert waren, sowie mit einigen ihrer Eltern. Ein zentrales Ergebnis der Analysen ist die Herausarbeitung einer Typologie familiärer Interaktions- und Kommunikationstypen. Die in qualitativen Studien üblichen kleinen bis sehr kleinen Fallzahlen lassen natürlich nicht zu, repräsentative Ergebnisse vorzulegen; daher schlägt Becker auch als Fortsetzung seiner Arbeit vor, Längsschnittstudien mit Eltern-Kind-Dyaden zu erstellen, um die von ihm gefundenen Ergebnisse quantitativ zu überprüfen. Diese Überprüfung wäre auch insofern notwendig, als dass Becker selbst anmerkt, insbesondere im Hinblick auf die Elterngeneration nur sehr begrenztes Datenmaterial zur Verfügung zu haben. Gleichzeitig erreicht Becker mit dem qualitativen Ansatz eine analytische Tiefe, die seiner Fragestellung bzw. seinen Erkenntnisinteressen entspricht. Als kleines Manko der vorgelegten Arbeit empfinden wir die Inkongruenz von theoretischem und empirischem Teil. Zwar referiert Becker bisherige theoretische und empirische Ansätze zum Thema, allerdings ohne diese immer konkret auf die eigene Studie anzuwenden und ggf. zu modifizieren.

Die Bedeutung der Familie und anderer Sozialisationsagenten findet auch das Interesse von Möller und Schuhmacher in ihrer Studie zu „Rechten Skins“. Ein- und Ausstiegsmuster rechtsextrem orientierter Jugendlicher gehören zu

den Forschungsthemen, in denen es zwar einerseits zahlreiche Vorarbeiten gibt, die aber andererseits empirisch noch nicht umfassend erklärt zu sein scheinen. Mit ihrem voluminösen Band versuchen die Autoren neue, empirisch abgesicherte Erkenntnisse zu liefern. Die Studie wird dabei sowohl der Skinhead- als auch der Rechtsextremismusforschung zugeordnet (89) und untersucht die Schnittstelle der beiden unterschiedlichen Milieus. Sie fragt dabei – vereinfacht ausgedrückt – nach den Einstiegsmotivationen dieser Personen, ihren Erfahrungen in den Gruppen sowie den Motivationen, diese Gruppen wieder zu verlassen bzw. die politischen Orientierungen zu überwinden. Der Aufbau der Untersuchung kann dabei überzeugen: Gemäß der Fragestellung und aufbauend auf den Voruntersuchungen unterscheiden die Autoren vier Sozialisationsphasen rechtsextrem orientierter Skins, die sie als Phasen der „Affinisierung“, der „Konsolidierung“, der „Fundamentalisierung“ sowie der „Distanzierung“ bezeichnen. Ein-, Ausstiegs- und Verbleibsmomente der Personen können somit systematisch und aufeinander aufbauend beschrieben und analysiert werden. Das wohl wichtigste Ergebnis dieser empirischen Studie lautet, dass es nicht den einen, linearen Weg in, innerhalb und aus der rechtsextrem orientierten Skinheadszone heraus gibt, sondern dass die jeweiligen Beweggründe und Lebenswege der Probanden höchst individuell sind. Interessant sind dabei besonders die gefundenen Einstiegsmuster, da zu ihnen bisher nur unzureichende Studien vorliegen. Dennoch gelingt es den Autoren, Typologien von Verläufen zu identifizieren. Dazu gehört vor allem die Bedeutung der Gruppe als Identifikationsgemeinschaft, als Ort sozialer Integration, politischer Sozialisation, diskursiver Rahmungsfindungen und Ausgangspunkt von Verhaltensformen, besonders der Gewalt. Insgesamt legen Möller und Schuhmacher eine imponierende Milieustudie vor, deren empirischer Teil ein Musterbeispiel systematischer qualitativer Sozialforschung ist. Die Praxisanregungen fallen dagegen etwas ab. Wirklich zu bedauern ist jedoch, dass der Verlag die biografischen Beschreibungen der Befragten nicht zu würdigen wusste. Statt an anderer Stelle durch ein strengeres Lektorat Längen im Text zu vermeiden, wurden ca. 50 Seiten empirischer Darstellungen so klein gedruckt, dass sie ohne Lupe nicht zu lesen sind.

Weniger für Sozialisationsinstanzen und -prozesse denn für kontextuelle Merkmale sozialer (Lebens-)Räume und ihre Effekte auf die Genese rechtsextremer Orientierungen interessieren sich Held et al. Mit dem Ziel, die „politische Kultur“ als Nährboden für das Fußfassen von Rechtsextremismus in einer wirtschaftlich prosperierenden Region im Großraum Stuttgart zu erfassen, leiten folgende übergeordnete Fragestellungen die Untersuchung: Wie beeinflussen rechtsextreme Dynamiken die politische Kultur einer Region? Wie beeinflusst die politische Kultur einer Region die Entwicklung rechter Orientierungen? Die Untersuchung fokussiert dabei auf verschiedene soziale Gruppen (z. B. Jugendliche/junge Erwachsene, Praktiker, Multiplikatoren oder Kommunalpolitiker); methodisch erfolgten Beobachtungen, Leitfadeninterviews bzw. standardisierte Befragungen. Die Autoren argumentieren, dass die politische Kultur und damit das Umfeld des Rechtsextremismus entscheidend seien. Sie fokussieren also vor allem auf Prävention. Allerdings ist fraglich, inwieweit mit einem solchen querschnittlichen Untersuchungsdesign die beiden zentralen Fragen beantwortet werden sollen: Ob zuerst eine defizitäre politische Kultur vorhanden sein muss, damit sich rechtsextremistische Orientierungen ausbilden oder ob rechtsextremistische Orientierungen, die vor Ort sichtbar werden, zu einer Veränderung der politischen Kultur beitragen können.

Den konkreten Nahraum fokussiert auch Döring, die sich in ihrer Monografie dem Phänomen der sogenannten Angstzonen widmet und in diesem Zu-

sammenhang zum einen den Begriff der „national befreiten Zone“ bzw. seine Diskussion in rechtsextremen Kreisen und in der öffentlichen Debatte seit den frühen 1990er-Jahren bis etwa Mitte 2005 referiert. Andererseits wird auf die tatsächlichen Erscheinungsformen rechtsextremer Dominanz im gemeinsam geteilten öffentlichen Raum fokussiert. Die Arbeit ist im Rahmen eines Forschungsverbundes zu Desintegrationsprozessen in modernen Gesellschaften entstanden und zielt daher auf einer übergeordneten Ebene auf die „Identifikation problematischer Entwicklungsverläufe und die Beschreibung und Erklärung von Einflussfaktoren für die Stärkung der Integrationspotenziale dieser Gesellschaft“ (Heitmeyer / Imbusch 2008, 11). Es handelt sich in weiten Teilen um eine explorative Arbeit, d.h. sie dient zum einen der Deskription von „national befreiten Zonen“/„Angstzonen“ in Schriften und ausgewählten sozial-räumlichen Zusammenhängen sowie ihrer Genese. Zum anderen zielt die Studie auf die mögliche Identifikation verschiedener Typen solcher Räume und fragt auch nach der Wahrnehmung der Problematik aus unterschiedlicher Akteursperspektive (z. B. Opfer, institutionelle Akteure).

Wie nun derartige lokale rechtsextreme Strukturen global vernetzt sind oder zumindest sein können, lässt sich sehr anschaulich an Wiederers Studie nachvollziehen. Die Kernaussage lautet: rechtsextremistische Aktivisten finden im Internet weltweite Agitations- und Vernetzungsmöglichkeiten. Bei der Untersuchung dieser virtuellen Vernetzungsmuster stehen weniger die Eigenschaften der verschiedenen Gruppierungen im Mittelpunkt des Interesses als vielmehr deren Beziehungsmuster. Der Autor identifiziert die virtuelle Vernetzung des internationalen Rechtsextremismus als ein voll integriertes Netzwerk, d.h. alle Knoten des Systems können über andere direkt oder indirekt erreicht werden. Dabei lassen sich einige zentrale Knotenpunkte ausmachen, die als Klammern zwischen verschiedenen Netzwerksegmenten bezeichnet werden können. Wiederer zeigt eindrücklich, wie stark die rechtsextreme Szene das Medium Internet nutzt, um in internationaler Perspektive trotz teils deutlicher ideologischer Differenzen zu interagieren: „Viele Gruppierungen einigen sich trotz aller Differenzen auf einen symbolisch-ideologischen Grundkonsens“ (301). Besonderes Augenmerk ist dabei auf die Aktivitäten deutscher content provider zu legen, die nicht nur den weitaus größten Teil aller in der Stichprobe berücksichtigten Websites betreiben (44,6%; gefolgt von den USA mit 34,3%; die übrigen Nationen stellen bis zu max. 3%), sondern die zumeist entweder Inhalte mit hohem intellektuellem Anspruch anbieten oder aber Foren für Neonazis. Hinzu kommt die besondere Rolle der NPD, die als „lokales“ Zentrum“ (254, Type i. Original) gelten kann und deren Seiten sowohl in deutschem als auch in europäischem Zusammenhang stark zentralisiert verlinkt sind. Dennoch: „Ohne die Unterstützung durch die demokratische Öffentlichkeit, insbesondere Politik und Medien, wären die rechten Seiten, auch bei einer derartigen Vernetzungsintensität, kaum sichtbar im ‚Public Web‘“ (320). So deuten Wiederers Ergebnisse auf potenzielle und wohl nicht intendierte Nebeneffekte von Verfassungsschutz und zivilgesellschaftlicher Gegenwehr im Hinblick auf Rechtsextremismus.

3. Präventions- und Interventionsmaßnahmen

Ausgehend von den dargestellten theoretischen und empirischen Erkenntnissen sollten idealerweise Präventions- und Interaktionsziele und -maßnahmen entwickelt werden. Einen Überblick über bisherige Entwicklungen in der praktischen Arbeit im Kampf gegen Rechtsextremismus gibt Rieker, dessen Buch eine Darstellung der Ideen und Möglichkeiten der Auseinandersetzung mit dem Rechts-

extremismus verspricht. Dabei wird zwischen Maßnahmen der Prävention („Vorbeugung“) und Intervention („Problembearbeitung“) unterschieden. Es ist somit keine eigene, neue Forschungsarbeit, sondern eher ein Hand- und Orientierungsbuch, das bestehende Erkenntnisse zusammentragen und bewerten möchte. Rieker geht dazu sehr systematisch vor, indem er ein theoretisch-biografisches Muster zugrunde legt: So schafft er einen Überblick über Möglichkeiten wie Grenzen des Handelns von der Frühförderung, über die Schule, außerschulische Bildung bis hin zu ausstiegsorientierten und zivilgesellschaftlichen Projekten. Der Autor lobt letztlich die qualitative und quantitative Entwicklung der theoretischen wie praktischen Rechtsextremismusbekämpfung in den letzten Jahren, vermisst jedoch den internationalen Austausch und beschreibt die deutsche Forschungs- und Praxislandschaft als national isoliert. Ein zweiter Aspekt, so Rieker, ist die fehlende Überführung erprobter, wissenschaftlich positiv evaluierter und theoretisch abgesicherter Praxis in Regelstrukturen der Schule, Jugendarbeit, aber auch der Förderung der Zivilgesellschaft, der dauerhafte Modellcharakter der Programme frustriert und lähmt die Weiterentwicklung dieses Feldes. Der Autor konzentriert sich vor allem auf pädagogische Maßnahmen, und darin liegt auch die Stärke des Buches. In solch konzentrierter und dennoch systematischer und weitgehend vollständiger Form ist uns dazu bisher keine Publikation bekannt, sie ist somit für Einsteiger ins Thema hervorragend geeignet. Gelungen ist auch die Verbindung aus wissenschaftlichen Erkenntnissen und Beschreibungen der Praxismodelle. Andererseits bietet es leider kaum eigene Anregungen oder gar neue Ideen an. Für Kenner der Materie gibt es zwar viele Wiedererkennungseffekte, jedoch kaum neue Erkenntnisse – wenn man von einigen Hinweisen auf fehlende praktische Unterfütterungen zahlreicher Theorien und auf Forschungsdefizite absieht, etwa im Bereich der Evaluation von präventiven Maßnahmen zur politischen Bildung (68) und damit verbunden der konzeptionellen Weiterentwicklung von Ansätzen zur Stärkung der Zivilgesellschaft (160). Auch fehlen z.T. Hinweise auf politische Strategien des Umgangs, Maßnahmen der Repression und deren Probleme und Chancen. Insgesamt hält das Buch dennoch, was es verspricht: Es verschafft Übersicht in einem Dickicht von Studien, Praxismodellen und Evaluationen.

4. Evaluation der Möglichkeiten und Notwendigkeiten von Prävention und Intervention

Mit der Sinnhaftigkeit und Wirkung von Präventions-/Interventionsprogrammen im Bereich Rechtsextremismus beschäftigen sich Heinz Lynen von Berg / Kerstin Palloks / Armin Steil, die sich der wissenschaftlichen Evaluation des von 2002 bis 2006 durchgeführten Bundesförderprogramms „CIVITAS – initiativ gegen Rechtsextremismus in den neuen Bundesländern“ widmen, das auf die Entwicklung und Stärkung demokratischer Strukturen und damit auf die gesellschaftliche „Mitte“ zielte. Das Programm war offen angelegt, sollte ein möglichst breites Spektrum an Zielgruppen erreichen und setzte auf einen intergenerativen Ansatz. Grob zusammengefasst kommen die Autoren zu der Einschätzung, dass eine adäquate Förderstrategie stärker die Bündelung von Projekten in Kooperationsverbünden anstreben sollte, wobei diese optimalerweise auf die je lokalspezifischen Kontextbedingungen zuzuschneiden sind. Als weiteren zentralen Punkt mahnen die Autoren – im Übrigen analog zu den Annahmen Riekers – an, dass an die Stelle permanenter Förderung von immer neuen Modellen eine Förderpolitik treten solle, die sicherstellt, dass Bewährtes

erhalten bleibt und verstetigt werden kann. Als großes Problem der eigenen Forschung wird die zeitlich versetzte und damit eineinhalb Jahre später einsetzende Evaluationsarbeit gesehen, die allenfalls post hoc rekonstruieren, jedoch nicht mehr beobachten könne. Abschließend vertreten die Autoren die Auffassung, dass man sich, wenn man Evaluation im Bereich gemeinwesenorientierter Intervention als wissenschaftliches bzw. soziologisches Unternehmen ernst nimmt, von der Wirkungsfrage verabschieden müsse (359). Zu beschreiben sei nicht, was wirkt, sondern 1. was geschieht, 2. warum es geschieht und 3. ob und wie das Geschehen mit den Intentionen der Akteure kongruent ist bzw. ob die Akteure im Geschehen anschlussfähig bleiben – ein durchaus ansprechender Gedanke, wenn man die Nebenfolgen standardisierter Evaluationsprogramme betrachtet, deren Ergebnisse zumeist nicht weiter genutzt werden oder zumindest nicht in der gewünschten Art und Weise (vgl. bspw. Braun 2007) – wengleich dann allerdings fraglich ist, inwieweit der Begriff Evaluation als Titel für die hier besprochene Publikation geeignet ist. Die Autoren plädieren schließlich dafür, bei zukünftigen Interventions- und Präventionsprojekten bereits vor Beginn der eigentlichen Projektarbeit eine Analyse der sozialraumspezifischen Kontextbedingungen der Kommune bzw. Region durchzuführen, um die Ziele und die daraus abzuleitenden Aktivitäten entsprechend auszurichten. Aus unserer Sicht liefert die Publikation eine der dichtesten Beschreibungen der Arbeitsprozesse eines einzelnen Interventionsprogramms zum Thema Rechtsextremismus und der damit einhergehenden Akteurs- und Konfliktkonstellationen.

Auch Eser Davolio / Drilling greifen das Problem der Kontextanalysen auf und fragen, wie Gemeinden und Städte rechtsextremistische Vorfälle wahrnehmen und wie sie politisch damit umgehen. Ziel der Evaluation war es, Vergleichsmöglichkeiten zwischen den unterschiedlichen Interventionsansätzen und ihren jeweiligen Interventionsmilieus herzustellen, um generalisierbare Aussagen über wirksame respektive weniger wirksame Interventionsmethoden treffen zu können. Etwas unübersichtlich wird dazu ein Evaluationsdesign vorgestellt, das zwischen drei Analyseebenen differenziert: Konzeptanalyse (Konzeptpapiere, Projektunterlagen); Implementierungsevaluation (Ausgangssituation, Widerstände, etc.), Wirkungsanalyse (Rückgang des Rechtsextremismus, Stärkung zivilgesellschaftlicher Akteure, regionale Wirksamkeit; 95). Festzuhalten bleibt auch hier, dass der Begriff der Evaluation bzw. Wirkungsforschung nur bedingt angebracht erscheint, da zumindest unserer Einschätzung nach vorab nicht klar wird, was die Zielsetzung der jeweils betrachteten Intervention ist. So werden zwar Problemlagen benannt, aber nicht die sich daraus ableitenden Interventionsziele.

5. Fazit

Insgesamt liefern die zehn Bücher wichtige „Mosaiksteine“ zum Themenkomplex Rechtsextremismus, allerdings herrscht nach wie vor keine Einigkeit hinsichtlich eines Rechtsextremismuskonzeptes, wobei sich die Mehrzahl der hier besprochenen Bücher auf eine Verkopplung von Ideologie und Gewaltakzeptanz festlegen. Diese Uneinigkeit erschwert zwar einerseits die Vergleichbarkeit der Ergebnisse. Andererseits ist sie aber auch Ausdruck der Ausdifferenzierung eines anspruchsvollen Forschungsfeldes und somit auch ein Beleg der inneren Pluralität der Wissenschaftslandschaft. Die dargestellten Studien spiegeln so letztlich – neben dem eingangs angesprochenen Phänomen rechtsextremer Aktion zwischen Normalisierung und Radikalisierung – zwei Trends der Rechtsex-

tremismusforschung wider: Der kommunale Blick wird zusehends geschärft und gesonderte soziale Räume (Internet) und Gruppen (Familien und Jugend) werden vertiefend analysiert. Hinweise auf den praktischen Umgang mit rechtsextremen Phänomenen und Individuen finden sich dabei in einer Reihe der hier besprochenen Forschungsdokumentationen. Als gelungene Kritik am öffentlichen Diskurs macht etwa Becker deutlich, dass die Ausgangslage und die Kommunikationsstrukturen in den von ihm untersuchten Familien so differenziert ausfallen, dass ein pauschaler „Therapieansatz“ kaum geeignet ist, das Problem zu bekämpfen. Diese Ergebnisse lassen den von ihm ausgemachten öffentlichen Diskurs um den vorgeblich großen Einfluss der Familie in einem relativen Licht erscheinen. Wiederers Erkenntnisse zu den Strukturen eines international agierenden Rechtsextremismus bzw. das damit eng verknüpfte bessere Verständnis der Interaktionsdynamik des internationalen Rechtsextremismus in virtuellen Zusammenhängen erscheinen weiterhin geeignet, ideologisch-programmatische Veränderungen zu erkennen und möglicherweise auch Entwicklungsverläufe prognostizierbar zu machen. Konkrete Handlungsempfehlungen für Forschung und Praxis, die sich aus ihren empirischen Analysen ergeben sollen, formulieren schließlich Möller / Schuhmacher. Viele Folgerungen scheinen allerdings oft nur theoretisch sinnvoll, sind aber letztlich nur begrenzt praxisorientiert.

Man darf also auf die weitere Rechtsextremismusforschung gespannt sein. So deuten die besprochenen Veröffentlichungen darauf hin, dass im deutschsprachigen Raum zum einen für die Evaluation von pädagogischen und therapeutischen Maßnahmen im Bereich des Rechtsextremismus zunehmend auf empirisches Datenmaterial zurückgegriffen wird. Zum anderen wird die soziale und regionale Kontextualisierung auch weiterhin an Relevanz zunehmen. Empirische und praktische Überlegungen sollten also an diese Bedürfnisse anschließen. Die hier dargestellten Studien von Lynen von Berg / Palloks / Steil und im Hinblick auf Empfehlungen für die Praxis auch die Studien von Klärner und Becker weisen eindrucksvoll in diese Richtung. Allerdings muss konstatiert werden, dass dieser Forschungsbereich im Vergleich mit den USA noch eher in den Kinderschuhen steckt. Zum anderen wird deutlich, dass gerade die Interventionsevaluationen wiederholt dafür plädieren, bewährte Modellprojekte zu verstetigen statt immer neue zu entwickeln. Der Blick auf die Neuerscheinungen zeigt ergänzend einige weitere Schwachstellen der bisherigen Forschungspraxis. Noch in den Anfängen befinden sich etwa die Forschungen zu den „Ausstiegen“ aus der rechtsextremistischen Szene auch jenseits des Skinheadmilieus, wengleich Möller / Schuhmacher hier überzeugende Vorarbeit geleistet haben. Bereits der Begriff ist statisch. Im internationalen Diskurs werden stattdessen z.B. Strategien der Deradikalisierung von Rechtsextremisten diskutiert, die in Deutschland bisher ohne Widerhall sind. Auffallend ist auch, dass der neue Gemeinwesenbezug bisher kaum mit dem Gedanken des amerikanischen „Community Building“ verbunden wird. In der Forschungslandschaft werden zumeist die Interventions- und Präventionsmöglichkeit einzelner Gruppen wie z.B. der Familie oder das übergeordnete Ziel solcher Maßnahmen wie die Schaffung einer Zivilgesellschaft debattiert. Aus dem Blick gerät dabei jedoch die systematische Analyse der Möglichkeiten und Grenzen der Kommune und ihrer einzelnen Akteure in der Auseinandersetzung mit dem Rechtsextremismus. Insbesondere Strategiefragen und die darauf basierenden Abstimmungen innerhalb einer Kommune verdienen daher auch zukünftig Beachtung und könnten die starre Orientierung auf die Strukturen der bisherigen Bundesprogramme zur Förderung der demokratischen Kultur überwinden und somit neue

Handlungsoptionen offen legen. Insbesondere, was die Wirkung von Interventions- und Präventionsmaßnahmen angeht, bleibt in diesem Zusammenhang zu hoffen, dass hier die bisher eher verhaltene Internationalisierung dieses Forschungsbereiches an Fahrt aufnimmt.

Literatur

- Braun, Dietmar* (2007): Evaluation und unintendierte Effekte – eine theoretische Reflexion. In: Hildegard Matthies / Dagmar Simon (Hrsg.): Wissenschaft unter Beobachtung. Effekte und Defekte von Evaluationen. LEVIATHAN Sonderheft 24/2007. Wiesbaden: VS, S. 103–124.
- Funke, Hajo* (2009): Rechtsextreme Ideologien, strategische Orientierungen und Gewalt. In: Braun, Stephan / Geisler, Alexander / Gerster, Martin (Hrsg.): Strategien der extremen Rechten. Hintergründe – Analysen – Antworten. Wiesbaden: VS, S. 21–44.
- Heitmeyer, Wilhelm* (1987): Rechtsextremistische Orientierungen bei Jugendlichen. Weinheim/München: Juventa.
- Heitmeyer, Wilhelm / Imbusch, Peter* (2008): Vorwort. In: Döring, Uta: Angstzonen. Rechtsdominierte Orte aus medialer und lokaler Perspektive. Wiesbaden: VS, S. 11f.
- Kellersohn, Helmut* (1994): Das Projekt Junge Freiheit. Eine Einführung. In: Ders. (Hrsg.): Das Plagiat. Der Völkische Nationalismus der Jungen Freiheit. Duisburg: Duisburger Institut für Sprach- und Sozialwissenschaften, S. 29ff.
- Mudde, Cas* (1996): The war of words defining the extreme right party family. In: West European Politics, Vol. 19, No. 2, S. 225–248.
- Neugebauer, Gero* (2000): Extremismus – Rechtsextremismus – Linksextremismus: Einige Anmerkungen zu Begriffen, Forschungskonzepten, Forschungsfragen und Forschungsergebnissen. In: Schubarth, Wilfried / Stöss, Richard. (Hrsg.): Rechtsextremismus in der Bundesrepublik Deutschland. Eine Bilanz. Bundeszentrale für politische Bildung, Schriftenreihe Band 368. Bonn, S. 13–37.



Im Mikrokosmos des Alltags. Krisen, Routinen, Rituale

THORSTEN BENKEL

- KATHRIN AUDEHM, Erziehung bei Tisch. Zur sozialen Magie eines Familienrituals. Bielefeld: transcript 2007, 224 S., br., 24,80 €
- RAFAEL BEHR, Cop Culture – Der Alltag des Gewaltmonopols. Männlichkeit, Handlungsmuster und Kultur in der Polizei. 2. Aufl. Wiesbaden: VS 2008, 272 S., br., 24,90 €
- INGRID-UTE LEONHÄUSER / UTA MEIER-GRÄWE / ANKE MÖSER / UTA ZANDER / JACQUELINE KÖHLER, Essalltag in Familien. Ernährungsversorgung zwischen privatem und öffentlichem Raum. Wiesbaden: VS 2009, 224 S., br., 24,90 €
- HANS-JOACHIM LINCKE, Doing Time. Die zeitliche Ästhetik von Essen, Trinken und Lebensstilen. Bielefeld: transcript 2007, 293 S., br., 28,80 €
- LARS MEIER, Das Einpassen in den Ort. Der Alltag deutscher Finanzmanager in London und Singapur. Bielefeld: transcript 2009, 297 S., br., 28,80 €
- JUTTA RÖSER (Hrsg.), MedienAlltag. Domestizierungsprozesse alter und neuer Medien. Wiesbaden: VS 2007, 237 S., br., 24,90 €
- DANIEL SCHUBERT, Lästern. Eine kommunikative Gattung des Alltags. Frankfurt a. M.: Peter Lang 2009, 314 S., br., 51,50 €

„Anthropologie beginnt zuhause“, hat Bronislaw Malinowski einmal geschrieben (1986: 64). „Zuhause“ meint keinen benennbaren Ort, sondern steht für die Summe der vertrauten Elemente des privaten Lebens, mit denen man permanent dergestalt im Umgang steht, dass ihre Präsenz längst zu einem kaum mehr registrierbaren Hintergrundrauschen geworden ist. Auch für die Soziologie ist die Fokussierung der Betriebsgeheimnisse alltagsweltlicher Phänomene, die der/die Sozialwissenschaftler/in eben nicht nur in der klinischen Betrachtung, sondern aus seiner/ihrer Eigenerfahrung „als Privatperson“ heraus kennt, eine lohnenswerte Angelegenheit. Wo sonst sollte sich Max Webers Anregung, dass die „Funktion der Wissenschaft“ gerade darin bestehen könnte, „daß ihr das konventionell Selbstverständliche zum Problem wird“ (1988: 502), schließlich besser beweisen lassen als in der soziologischen Durchforschung der *Mikrostrukturen des Alltags*? Gerade dort nämlich, wo die erschlagende Vokabel von der „Selbstverständlichkeit“ angeführt wird, lauert das „Zensierte, Verdrängte“ der sozialen Welt (Bourdieu 1993: 22). Zumindest birgt der Alltag eine Fülle an ordnungsgebenden und strukturbildenden *Routinen* und *Rituale*, deren Erschütterung durch Irritationen oder Krisen ebenso mit zur *Alltagsnormalität* dazu gehört, wie ihr historisches Gewordensein und ihre prinzipielle Wandelbarkeit. Alfred Schütz hat die Alltagswelt

sogar als oberste Wirklichkeit begriffen, zu der alle Ausflüge in alternativen Sinnprovinzen letztendlich wieder zurückführen (1971: 267). Auf den Punkt gebracht: dem Alltag entkommt man nicht. Aller Tristesse zum Trotz, die dem Begriff Alltag vor allem in der *Alltagssemantik* anhaftet (und trotz aller virulenten *Alltagsbegeisterung* für das Außeralltägliche), finden Soziologen in dieser Fluchtunmöglichkeit ein hochattraktives Forschungsfeld mit einem schier unüberschaubaren Steinbruch analysierbaren Materials, das auf seine Verwertung nur zu warten scheint.

Die vielfältigen, mitunter auch widersprüchlichen „Grammatiken des Alltagslebens“ (traditionalistisch noch im Singular bei Bahrdt 1996) werden in einer Reihe von Neuerscheinungen sichtbar, die sich mit unterschiedlichen Alltagsaspekten befassen und deren gemeinsame Klammer der Rekurs auf die Alltäglichkeit ihres Untersuchungsgegenstandes ist.

a) Räuber und Gendarme

Mit der Neuauflage der Dissertation von Rafael Behr liegt „eine Ethnografie des Polizeialltags“ (28) aus der Feder eines Praktikers vor, der sowohl die Innen- wie auch die Außenperspektive der Profession kennen gelernt hat. Behrs Schilderung des polizeilichen Berufsalltags basiert auf Feldforschung und Interviews mit Polizisten, die als Experten für die Erwartung des Unerwartbaren vorgestellt werden: Sie „lernen praktisches Handeln in konkreten Situationen“ (16), also im Einsatz „vor Ort“ – dort, wo die „Klugheitsregeln der Straße“ (257) verinnerlicht werden. Die *Theorieeinübungen*, die die Ausbildung begleiten, schmelzen in dieser Perspektive zu abstrakten Hilfsmitteln mit bedingter Praxisrelevanz. Nun gehört die Begegnung mit Polizisten (und vor allem: die Konfrontation mit ihren Kontrollanliegen und Befugnissen) nicht unbedingt zu den beliebtesten Alltagsgeschehnissen. Wenn polizeiliches Handeln sich erst in der Praxis verwirklicht, dann ist der Blick in Gesetzestexte und Handbücher ein Umweg, der das *Sein* vom *Sollen* trennt. Und gesellschaftlich sichtbar ist Polizeiarbeit in der Tat nicht anhand der *bürokratischen Verfahren* der Verbrechensbekämpfung (67), sondern im Lichte leibhaftiger Interventionen – im Prinzip also dann, wenn etwas schief gegangen ist.

Das in die Öffentlichkeit getragene Imago des „Freunds und Helfers“ wird von Behr mit einer Typologie kontrastiert, die die Selbstbilder von Polizisten beschreibt. Ein solcher Ansatz portraitiert die Komplexität des Polizeialltags notwendig ungenau; aber die zentralen Schlagworte sind dennoch bezeichnend: Da ist die Rede von „unbedingter Solidarität“ (21), von idealtypischen Maskulinitätsbildern (68), von „Krieger-Männlichkeit“ (92), von „Dirty Harrys“ in Uniformen (168) und von einer „twilight zone between law and morals“ (206).

Die „Cop Culture“ als „maskuline Subkultur der Polizei“ (86) ist schon deshalb untersuchenswert, weil die Rolle des „Schutzmannes“, der persönlich als Bollwerk gegen das Schlechte der Welt entsteht, eine *entmenslichte* Rollenfiktion ist, die die negativen Affekte des Berufsalltags ausblendet. Roboterhafte Ausführung von Vorschriften trifft, als unwirkliches Ideal, im Streifendienst auf Momente einer „polizeilichen Konstruktion von Wirklichkeit“ (213), die nach effektiven Problemlösungen verlangt. Sie untergräbt das rational-professionelle Handlungsideal, das nach außen hin vermittelt wird, und ist zugleich eine Antwort auf die gewissermaßen „empirische“ Herausforderung an Polizisten, ihr konkretes Arbeitsgebiet täglich neu zu erschließen. Dafür sind Heuristiken und sogar Regelverletzungen hilfreich und es bleibt „Außenstehenden“ (hier: dem mitfahrenden Soziologen) vorbehalten, diese Diskrepanz über-

haupt zu registrieren. Behrs Bericht bietet dort, wo es um die Bruchstellen zwischen legitimer Handlungsbefugnis und illegitimer Grenzüberschreitung geht, fast schon krimiartige Spannung, denn die „Produktion schwarzer Schafe“ (174ff.) gehört zum Polizeialltag ebenso dazu wie das trotz allem aufrecht erhaltene Vertrauen in die eigene Institution – nicht aus pragmatischen Motiven, sondern durchaus aus Überzeugung.

Während Behr sich fragt, was hinter „ohnmächtige[n] Herrschaftsgesten“ stecken mag, die Polizisten zuweilen an den Tag legen (82f.), bleibt die Perspektive der Betroffenen, die diese Machtausübung zu spüren bekommen, unberücksichtigt. Aber ist nicht gerade dies der „Alltag eines Gewaltmonopols“: die Repression, die diese Gewalt ausübt? Die faktisch zur Schau gestellten Inszenierungen von Männlichkeit und/oder Macht (die hier in der Tat *ingeübt* wird, um *ausgeübt* zu werden, 79) rücken die Organisation Polizei wohl auch deshalb in ein schlechtes Licht, insofern sie einerseits (in den Augen der Polizeiakteure) als Mittel zur Bewältigung realer (auch psychologischer) Anforderungen eingesetzt werden, während andererseits die Außendarstellung der Organisation diese Ebene ignoriert. Ist das der Kompromiss zwischen der „Praxis“ auf den Straßen und ihrer parallel wirksamen, bürokratischen Legitimierung? Die Fallbeispiele über sexuelle Belästigungen (149) und Gewalt im Dienstalltag (160) haben als Episoden in Behrs Buch zwar Ausnahmecharakter, aber sie ergänzen und bestätigen die (gar nicht so seltenen) Alltagserfahrungen von *Nicht-Polizisten*, die auf Kontrollexzesse und Regelverletzungen *durch* die Polizei ebenfalls nur mit Ohnmacht reagieren können.

Behr leuchtet neben der Routine *en passant* auch den verborgenen Alltag der Polizeikultur aus, jene Grauzone, in der Anspruch und Wirklichkeit aneinander stoßen. So gesehen, müsste neben das „doppelte Gesicht“ der Polizei (als Bürger- und Staatsschutz, 261) vielleicht noch eine dritte Fassade treten: die Schattenseite, die die Alltäglichkeit immanenter *Devianz* beinhaltet. Das wäre fraglos weitere Untersuchungsarbeit wert. In der Summe ist die Rekonstruktion der Generierung polizeilichen „Rucksackwissens“ (210) jedenfalls gut lesbar dargestellt – und nebenbei erfährt der sozialtheoretisch interessierte Leser sogar noch, dass ein Polizist der (selbst zugeschriebenen) Sorte „Labertyp“ ausdrücklich *nicht* ein Vertreter der habermasschen „kommunikativen Kompetenz“ ist (142).

b) Hektik als Alltag: Der Tagesrhythmus der Finanzbranche

Ganz anders geartet, aber nicht weniger von einem hektischen Tagesrhythmus und von unkalkulierbaren Konfrontationen geprägt, ist der Alltag in bestimmten Segmenten der *Finanzbranche*. Die Dissertation von Lars Meier nimmt das Leben weißer deutscher Manager in London und in Singapur unter die Lupe, um zu zeigen, dass diese Akteure ihre Aufenthaltsorte „körperlich“ erfahren und sowohl sinnlich als auch emotional Anteil an ihrem Raumumfeld nehmen (vgl. 29, 130, 178). Der Fokus liegt nicht nur auf der (Rück-)Wirkung, die die Alltagskomponenten des städtischen Lebens auf die Images der Manager (auf ihre „Personifizierung“ von Erfolg und Flexibilität) ausüben: Da sich in der Finanzbranche Arbeits- und Freizeit nicht aufsplitten lassen, ist die gesamte „Identitätsbildung“, so die These von Meier, vom Ort des alltäglichen Agierens abhängig (13). Es bedarf permanenter praktischer Differenzierungen, um die komplexen Anforderungen zu bewältigen, die das Leben und Arbeiten in Finanzmetropolen mit sich bringt; diese Aufgabe verlangt nach einem gelungenen „Einpassen in den Ort“.

Der Transfer von Managern ins Ausland ist in einer „world without cities“ (8) ein Migrationsvorgang, der das globale ökonomische System am Rotieren hält. Ein kurzer Abriss der Verwandlung beider Städte zur Finanzmetropole zeichnet Frühformen dieser Entwicklung nach (56ff.), doch vorwiegend handelt es sich um eine empirische Arbeit: In 19 Interviews und mithilfe von Feldbeobachtungen will Meier über eine Verbindung von *Grounded Theory* und Diskursanalyse „die Rauheit des Feldes bzw. das Unvertraute und Fremde“ erforschen (42) und nebenbei Seitenblicke auch auf Aspekte der „Stadt-, Migrations- und Ungleichheitsforschung“ werfen (17) (eine, wie sich herausstellt, etwas zu vollmundige Ankündigung). Das Interviewmaterial bietet in der Tat erhellende Einsichten in die „flexible Lebensweise“ (69) der Manager, die eingestehen, zu leben, *um zu arbeiten* und die den hektischen Tagesablauf längst als Alltagsvorgang verinnerlicht haben. Sie übertragen die „Ausstrahlung“ ihrer städtischen Tätigkeitsfelder symbolisch auf den eigenen Beruf (denn der Ort stützt das „Funktionieren“, 173) und versuchen, Dresscodes, Fitnesszwang, Speisemodalitäten und andere Alltagselemente und -rituale mit ihrer mitimportierten „Heimatprägung“ zu verbinden. Anstelle einer Gesamtbetrachtung der Lebenswelten seiner Gesprächspartner legt Meier den Fokus auf ihre „Berufsidentität“, was zeitökonomisch einleuchtet, denn nicht nur das Durchstehen der *rush hour* und das Tageswerk im Büro, sondern auch das „Socialising“ in der „non-business-Atmosphäre“ nach Feierabend findet im Ausland häufig *unter Kollegen* statt (110f.). Sieht man von Recherchen über die Strukturen des *community building* ab, wurden die Vertreter der „globalen Elite“ (235) über ihre privaten Zufluchtsorte offenbar wenig befragt.

Spannend wird es, wenn am Beispiel des Standortortes Singapur *Kulturunterschiede* zur Sprache kommen. Das „foreign talent“, wie ausländische Spitzenkräfte hier genannt werden, wird zum „handlungsmächtigen Weißen“ (144), der gegenüber inländischen Kollegen bevorzugt behandelt wird und dadurch performativ ein Spannungsverhältnis erzeugt, das sich auch auf die Zuschreibung sexueller „Blickmuster“ übertragen lässt (152f.). Hinzu kommt die ortsübliche Präsenz der „Hausmädchen“, die sich ohne Klage als „moderne Sklavin“ (269) verdingen – für die Manager ein nahezu kolonialer Luxus, der „zuhause“, d. h. in Deutschland als peinliches Privileg gilt und daher lieber verschwiegen wird (247). Da die befragten *Expatriates* ihren gewohnten Lebensstil beibehalten wollen, wirkt sich ein so ungewohntes Moment wie das Vorhandensein von *Dienern* offenbar stärker als „Bruchstelle“ im Alltag aus, als die Erfahrung der (räumlichen) Fremdheit, welche durch das Beibehalten des gehobenen Lebensstil kompensierbar ist. Singapur kann als „Asien light“ verinnerlicht werden (154), denn das hohe Ansehen, das (West-)Europäern entgegen gebracht wird, vermittelt das Gefühl einer real verwirklichten „sozialen Harmonie“ (175) – während in London die „nationale Identität“ als Deutscher manchmal noch immer wie eine „historische Last“ wirkt (174).

Was das *Einpassen des Textes* angeht, hätte der Verlag gut daran getan, von dem Experiment abzusehen, den Anmerkungsapparat größer zu drucken als den Fließtext. Davon abgesehen, stellt sich der „ferne Ortsrhythmus“ (165) in Meiers Analyse nachvollziehbar als dialektische Verknüpfung von kognitivem „Heimattransfer“ und lokaler Eigenwilligkeit heraus. Die Lektüre lohnt sich, denn die „abstrakten Kategorien der Identitätsperformances“ (274) werden mit Lebendigkeit gefüllt. Dass aber gleich *drei* Abschnitte hintereinander „Fazit“ betitelt sind, ist dann doch ein wenig zuviel Bilanzierung auf einmal (269ff.).

c) Esskultur und Zeitästhetik

Jenseits der Alltäglichkeiten professionellen Handelns stehen jene Routinen, die aus dem Umgang mit körperlichen Anforderungen entstanden sind. Neben *Hygiene* betrifft dies vor allem die *Nahrungsaufnahme*. Als Beispieldiskurs an der Schnittstelle von Lebensstilforschung und Sozialtheorie nimmt Hans-Joachim Lincke den Begriff der „Mahl-Zeit“ wörtlich und widmet sich der Zeitdimension von Essen und Trinken. Sein empirisches Material hat den Autor zu einer dichotomen Konstruktion verleitet: *Zeitpioniere*, die in der Lage sind, ihre eigenen Zeitvorstellungen umsetzen (92), setzt er *flexiblen Menschen* gegenüber, die ihre Zeitökonomie zielgerichtet einsetzen (müssen) (98). Diese beiden idealtypischen Kategorien werden, sortiert nach bestimmten „Theoriebausteinen“, in ihren Statements tabellarisch einander gegenüber gestellt. Lincke verwendet dabei „Situationen wie de[n] Brunch im Café, de[n] Verzehr eines Snacks in der Arbeitspause oder das Abendessen allein zu Hause vor dem Fernsehapparat“ (59), um die moderne Unumgänglichkeit zu illustrieren, dass Zeit eingeteilt und reflexiv genutzt werden muss.

Ein wichtiger Stützpfeiler seiner Argumentation ist die Differenzierung von Arbeits- und Freizeit (vgl. 80), insofern Rückschlüsse vom Arbeitsethos auf die *Esseinstellung* gezogen werden. Differenzen zwischen verschiedenen *Arbeitsalltagen* sind zweifellos markant, weil man sich hier mit *fremden Strukturierungen* arrangieren muss (vgl. 182); doch auch das Privatleben wird durch Riten und Regeln geordnet, und Flexibilisierung und Individualisierung von Lebensführungsprozeduren lassen die Grenzen zwischen der rationalen Anwendung von Produktivkraft und einer autonomen Gestaltungssphäre zunehmend zerfließen. Pragmatische bzw. genießerische Aspekte zeichnen das „Zeitbewusstsein“ der *Flexiblen* sicher nicht minder aus als das der *Pioniere*; die rigorose und bisweilen überaus generalisierende Unterscheidung zwischen den Gruppen (vgl. 124, 137) gibt jedoch den Eindruck, hier existierten zwei getrennte Welten nebeneinander. Dass dennoch beide „Typen“ Geschmack und Genuss in den Vordergrund ihrer Mahlzeitgestaltung stellen (138), kommt wenig überraschend.

Geht es um die Entkomplizierung von Zeit- und Energieinvestition durch *Fast Food* (10f.) oder um die Umkehr der protestantischen Verdammnis selbstzweckhaften Genusses zu einem Imperativ des *Genusszwanges* (132), liefert Linckes Mahlzeitensoziologie interessante Impulse, doch es fehlt ihr an einer theoretischen Tiefendimension. Der Text bleibt am empirischen Material haften und ist somit ein Musterstück in Sachen *Deskription* (vgl. 185ff., 231f., 244). Und warum ist im Untertitel überhaupt von „zeitlicher Ästhetik“ die Rede? Von den „ausgetretenen Pfaden der Zeitsoziologie“ (258) – wenn es sie denn gibt – will der Autor sich distanzieren, aber Speisen metaphorisch als „verzehrte Zeit“ zu definieren (260), ist wenig plausibel. Gegessen und getrunken *wird immer*, und das soll nach Lincke über die „Beobachtung von Zeit“ auf den Weg zu einer Offenlegung der „Koordination sozialer Handlungen“ (257, vgl. 37) führen. Wohl niemand würde bestreiten, dass Zeit ein Determinationsfaktor bei der alltäglichen Wahl der *Essfaktoren* ist (138f.). Daraus lässt sich aber nicht viel holen, wenn eine Schwarz-Weiß-Dichotomie als Beitrag zur Lebensstilforschung verkauft wird. Ein letzter symptomatischer Einblick: „Dass sich die Kaffeetafel [...] zum Pizzeessen ausdehnt, ist bedeutungsschwer“. Wieso? Ach so: „Die Pizza ist Sinnbild eine[r] zeitgenössischen Gemeinschaft – unreglementiert, leicht zu knüpfen und leicht zu lösen“ (244). Aber *reglementierte* Pizza würde vielleicht auch schmecken.

Ebenfalls um die Beziehung zwischen Zeitbudget, Essalltag und Lebensführung, diesmal in Familienhaushalten und vor dem Hintergrund der Berufsgruppen- bzw. Milieuspezifik, geht es in der Studie von Ingrid-Ute Leonhäuser et al. Familiäre Strategien und „Mahlzeitmuster“ werden anhand von 48 Fallanalysen vorgestellt, wobei im Zentrum die Alltagsorganisation durch *Mütter* steht (41). Deren „Ernährungsversorgungsarrangements“ werden als empirisches Material für „verlässliche Bezugspunkte und Strukturen im Alltag“ verstanden (177). Ein vorbildliches, interdisziplinäres Referat des Forschungsstandes (das aber unbegreiflicherweise die „sozialwissenschaftliche“ von der „klassen-“ und „handlungstheoretischen“ sowie von der „Gender-Perspektive“ trennen will, 19ff.) und eine ökotrophologische Rahmung (37f.) leiten die Unterscheidung zwischen verschiedenen Haushaltstypen ein; das Spektrum reicht dabei von der Arbeiterbis zur Akademikerfamilie.

Die Autorinnen können zeigen, dass „normative Leitbilder“ und Wertvorstellungen bezüglich des Essverhaltens mit Bildungsabschlüssen korrelieren: Je höher der Bildungsstand, desto mehr Relevanz haben der Gesundheitsaspekt und der kulinarische Abwechslungsreichtum (104f., vgl. 203). Zur innerfamiliären (Ernährungs-)Sozialisation gehört selbstverständlich auch die Abwehr „negativer Einflüsse“ (126), was gar nicht so trivial ist in einer Welt, in der die „McDonaldisierung der Gesellschaft“ (Ritzer 2006) sprichwörtlich geworden ist und Ernährungserziehung im Alltag permanent auf *Verwuchungen* trifft, die subtil die Rationalität des (elterlichen) Gesundheitsbewusstseins (und ihre Vermittlungsarbeit in Sachen *food literacy*, vgl. 201) angreifen. Ähnlich wie bei Lincke kommen auch hier „Zeitskalen“ (73f., 131) und typologische Ordnungsversuche (151) ins Spiel, der Wandel der „Mahlzeitenstruktur“ (88) wird aber vorrangig im Lichte der These von der „unaufhaltsamen Erosion familiärer Mahlzeitenstrukturen hin zum individualisierten Verzehr von Nahrungsmitteln“ bzw. der Frage nach der „Persistenz von Mahlzeitenmustern“ (15) betrachtet. Zwar findet der Strukturwandel des Essverhaltens in der Stichprobe keine Bestätigung, der Ernährungsbereich sei dennoch, so Leonhäuser et al., generell nicht „rein privat“ (200), sondern offenbare auf symptomatische Weise soziale Problemlagen, die sich im Gewand der Ernährungskultur verbergen (vgl. 210ff.). Das Autorinnenteam kommt daher nach der Kontrastierung ihrer Interviewergebnisse mit statistischen Daten, nach einer interessanten Thematisierung „abweichender Fälle“ und einer lobenswerten Reflexion des Forschungsvorgangs bei „typenspezifischen Handlungsempfehlungen“ an (206ff.). Auf die wissenschaftliche Analyse folgen hier lebensweltlich orientierte Leitbilder, deren ein leicht übermäßiges moralisches Potenzial hätte abgefedert werden können, wenn zugleich der Blick auf die *soziale Konstruiertheit* eines Begriffes wie *Gesundheit* gelegt worden wäre. Daran jedoch fehlt es; und so macht das Loblied auf die „gesunde Ernährung“ am Ende eines methodologisch und inhaltlich gehaltvollen Buches doch den Eindruck, als werde im Fazit eine *Setzung* nachgeschoben, die über die *Deutung* dominieren soll.

Der „Erziehung bei Tisch“ ist auch die Untersuchung von Kathrin Audehm gewidmet, die im Sinne einer „pädagogischen Ethnografie“ die „soziale Magie eines Familienrituals“, nämlich der gemeinsamen Mahlzeit im Familienkreis, beleuchten will. Ausgangspunkt ist die „zunehmende Emotionalisierung und Reflexivierung des Familienlebens“ (9), das vom postmodernen Syndrom der „Krise und Erosion“ bedroht scheint (14), als Ausdruck der sozialen Zusammengehörigkeit aber doch einen Kontrapunkt zur vielbeschworenen Pluralisierung der Lebensformen bietet. Die typischen Tischrituale dreier Familien werden auf der Basis von Gesprächsanalysen vorgestellt und auf ihre „Autoritätsstruktur“ hin befragt (11), wobei die Autorin zu Recht betont – und dieser Tendenz entgegen-

gen wirken will –, dass bei der Untersuchung von Familienritualen häufig die „Analyse von Machteffekten“ übersehen wird (19). Rituale in der Familie bauen in der Tat auf normativen Vorannahmen auf, die nicht diskutabel sind; nicht umsonst versteht Luhmann (1997: 235) sie als „Kommunikationsverweigerungskommunikation“!

Die Nahrungsaufnahme – die Audehm als Kultivierungserfolg und *darum* als sozialen Akt versteht (26) – stellt eine Szenerie dar, anhand derer sich empirisch belegen lässt, dass sich zwischen Eltern und Kindern beispielsweise eine „unsichtbare Machtverkörperung“ (163) oder die „mimetische Einübung geschlechtsspezifischen Verhaltens“ (138) abspielt. Die konkreten Alltagsepisoden zeigen die Akteure (und zumal die Kinder, die ja den „Möglichkeitsrahmen der Tischgespräche“ *nicht* bestimmen können, 133) beim Oszillieren zwischen „Disziplin und Selbsttechnik“ (195), wobei es wesentlich um die *Anerkennung* des Rituals und seiner erzieherischen Implikationen geht – im Zusammenspiel mit über die Generationendifferenzen hinaus ragenden Kommunikationsregeln, Geltungsansprüchen und Legitimierungsstrategien.

Von „sozialer Magie“ spricht Audehm mit Verweis auf Bourdieu deshalb, weil es um eine „performative Logik“ geht, die auf der „Anerkennung ritueller Autoritäten“ beruht (11). Die religionssoziologische Unterfütterung des einleitenden Theorieteils spielt dieser Begriffswahl zu, wenngleich Tischrituale traditionell ohne den Verweis auf das *Numinose* auskommen (vgl. 29). Familienritualen drohe jedoch gerade aufgrund ihrer Alltagsverwurzelung die Gefahr, zu einer „sinnentleerte[n] konventionalisierte[n] Vollzugspraxis“ zu erstarren, die ihr transzendentes Potenzial vollends einbüßt (28). Ob dies allerdings durch Zuschreibungen etwa von „Feierlichkeit“ kompensiert werden kann (36), sei dahingestellt. Das muss die Praxis beweisen, die im vorliegenden Fall aus Untersuchungsmaterial aus dem Jahr 1999 besteht.

Im Gegensatz zu dem ähnlichen Ansatz von Keppler (1994) versucht Audehm, ihre Beobachtungen während der Familienmahlzeiten der Probanden als rituelles Setting zu lesen, bei dem nicht lediglich die Gesprächssituation entscheidet. (Es wirkt ernüchternd, am Ende des Bandes schließlich doch die – nicht eben bahnbrechende – Einsicht zu finden, dass in Familien offenbar „Sprache das wichtigste Medium kommunikativer Verständigung“ sei, 211) Die Aufzeichnung der Alltagsgespräche und überhaupt der Datenlage „im Feld“ kommt etwas unübersichtlich daher, zumal der Versuch, die *Wirklichkeit einer Konversation* qua Transkription einzufangen, immerzu in ein berechenbares Scheitern mündet. Die gebotenen Interpretationen liefern, für einen pädagogisch angeleiteten Beitrag zur Ritualforschung nicht überraschend, auch moralische Lesarten und Charakteranalysen. *Diese* Art der Deutung von „Selbstverständlichkeit“ ist, mit Weber gesprochen, allerdings keine *Hinterfragung*, sondern Beschreibung. Der Eindruck des fleißigen, umsichtigen Referats der Dialogsequenzen wird dann und wann zusätzlich durch Literaturdramatik ergänzt („Doch es kam anders“, 65; „Die Beobachterin hält hier den Atem an“, 193), sodass die gebotenen Mikrobeispiele den Eindruck von Befindlichkeits-symptomen machen, die als Koordinationspunkte die Navigation durch das Familiendickicht ermöglichen sollen. Inmitten der detailverliebten Wohnraumschilderung und der Vernestelung in Alltagskleinigkeiten, bei denen nun einmal nicht *alles* von Bedeutung sein kann (obwohl natürlich überall *Sinnsetzungen* zum Tragen kommen), ist es nur schwer vorstellbar, dass die Flexibilität der Rituale die Verzerrung durch die Beobachtungssituation abdämpft (vgl. 94). Und was mag hinter der kryptischen Andeutung stecken: „Die Beobachter nahmen – so weit als möglich – nicht selbst am Essen Teil“ (93)?

Obwohl die Probandenzahl gering ist und der Feldzugang eine homogene Untersuchungsgruppe erwarten ließ (59), bietet die Studie interessantes Material, das den Alltagsbegriff hinsichtlich der täglichen Wiederbegegnung mit eingeschliffenen Bahnen ernst nimmt. Verweise auf typische Konfliktlösungen vor dem Hintergrund „gemeinschaftliche[r] Werte und Normen“ (90) oder auf Machtkonkurrenzkonstellationen (184) tangieren spannende Felder, die nicht nur aus pädagogischer Sicht interessant sind. Dass Martin Heideggers Buch „Holzwege“ eine plausible Referenz für mütterliches Argumentieren ist (153), leuchtet zwar nicht unmittelbar ein, und man tut (den meisten) Eltern wohl Unrecht, sie als rationale Autoritäten im Sinne Webers zu begreifen (211). Trotzdem ist die Vorstellung eines „abgegrenzten Sozialraum[s]“, der „kollektiven Zusammenhalt“ festigt (205), nachvollziehbar. Anders als bei den zuvor erwähnten Büchern legt Audehm ihren Fokus nicht auf die Speiseauswahl oder die Esskultur, sondern auf die Rahmengestaltung des Familienessens; so wird das Tischritual als „eine pädagogische Praxis, die das räumliche, zeitliche und normative Zentrum der Familienmitglieder erzeugt“, durchaus plastisch (203).

d) Die Zählung der Medien: Domestizierung im häuslichen Alltag

Der von Jutta Röser edierte Sammelband über den „MedienAlltag“ (sic!) ist der Einbettung technischer Medien in Alltagskontexte gewidmet. Der Fokus liegt auf der Mediennutzung im *häuslichen Alltag* (15), was Röser vor dem Hintergrund der *cultural studies* als einen *Domestizierungsprozess* begreift (vgl. jetzt auch Röser 2010). Damit wird die alltägliche *Aneignung* von Medienofferten zu einem bestimmenden Faktor sowohl für die Quantität des Medienzugangs wie auch für die Qualität der Nutzung (vgl. 31). Positiv fällt ins Gewicht, dass hier der Alltag *an sich* problematisiert wird: Als beliebige Chiffre häufig ahistorisch und „außerhalb der von Machtstrukturen geprägten Gesellschaftssphären“ verortet (33), blickt der Begriff tatsächlich auf eine vielschichtige Karriere zurück, die im vorliegenden Fall auf die zwar schwerlich mediensoziologischen, aber doch sozialtheoretisch gehaltvollen Überlegungen von Alfred Schütz zurückgeführt wird. Wie in den meisten der hier besprochenen Bände ist zudem die *Temporaldimension* präsent, weil „Mediennutzung immer auch Zeithandeln“ sei (43). Das ist richtig, aber welches Handeln ist das (*sensu* Schütz) nicht?

Als Beispiel für die „Integration des Mediums in den privaten Lebensbereich der Menschen“ (57) bietet sich zuallererst der *Fernseher* an, der zwischen Unterhaltungsapparat und Ritualmaschine (vgl. Thomas 1998) changiert. Wie die amüsanten Einblicke in historische Implementierungsstrategien zeigen, hat sich das TV-Gerät rasch zum Kern der „Wohnzimmeratmosphäre“ entwickelt, wodurch „das Öffentlich-Gemachte nun Teil des Privaten ist“ (62) – und doch jederzeit durch einen Knopfdruck (wenigstens für den Augenblick) wieder *exkludiert* werden kann. Später hat die Zulassung privater Fernsehsender und das Aufkommen entsprechender Zusatzgeräte dazu geführt, dass *Zapping* und *Recording* innerhalb des 24-stündigen TV-Tages eine autonome Programmgestaltung zulassen (95); die Domestizierung hat also Innovationen ermöglicht, die sukzessiv die Verfügungsgewalt über das Medium verstärkten.

Während die Rücksichtnahme auf „häusliche Zeitrhythmen“ schon beim frühen Radio gegeben war (117), weisen interaktive Technologien wie das Telefon oder das Internet den zeitökonomischen Mehrwert auf, als „private“, individuell handhabbare Medien Kommunikation zu beliebigen Zeiten (de-)aktivieren zu können. Die Veralltäglichsung neuer Medien ist bei all dem stets ein „offener, prinzipiell endloser Prozess“ (89), weil Nutzungsstrategien (und Konsuminter-

sen) sich wandeln: Einerseits hat die Evolution der *Portabilität* das „Mobilitätsprinzip“ installiert (136), wodurch Geräte kleiner und transportabel wurden (die Loslösung des *Mobiltelefons* aus dem häuslichen Kontext wird dementsprechend als „Nomadisierung“ verstanden, 212). Andererseits gibt es eine Vielzahl ausgestorbener Medientechnologien, die in originellen, bebilderten Einschüben zwischen den Beiträgen des Sammelbandes beispielhaft vorgestellt werden (besonders bemerkenswert: die bizarre Gerätekombination „Fernsehofen“, 70).

Möglicherweise ist der Veralltäglichungsvorgang neuer Medien dann vollendet, wenn sie sich in den Alltagsumgang mit dem „System der Dinge“ (Baudrillard 2007) fest etablieren lassen. Diese These leitete mehrere Texte des Buches an, etwa die lesenswerte Mythenentzauberung über das *doing gender* mit dem Telefon (146) oder die (eher überraschungsarme) Analyse der Internetnutzung in Paarbeziehungen (173ff.). Fassetten wie das Mediennutzungsmotiv „Dazugehörigkeit“ (202) kommen leider ein wenig zu kurz, obwohl gerade solche sozialen Momente mithelfen, den Aufstieg oder Niedergang innovativer Technologien zu verstehen. Zuletzt: Dass das *Handy* Kommunikation unter Abwesenden, aber dennoch zugleich unter den Bedingungen öffentlicher Präsenz ermöglicht, ist fraglos richtig und wichtig, aber es verwirrt, im selben Aufsatz zu lesen, dass das Mobiltelefon elterliche Kontrollaufgaben erleichtert (204) – und zugleich solche Kontrollanliegen untergräbt (207). Und wer sich fragt, ob die Literaturangaben „Burkart 2000“ und „Burkhart 2000“ identisch sein könnten (214), der wird ratlos bleiben – im Literaturverzeichnis tauchen beide nicht auf.

e) Lästern als Formsache

Die Studie von Daniel Schubert hebt den Umstand hervor, dass Alltäglichkeit auch *kommunikativ* vermittelt wird. Als Beispiel für einen (vorrangig sprach-) wissenschaftlichen Zugriff auf das Alltagssprechen hat der Autor sich „authentische Gespräche“ vorgenommen, die die Idylle kommunikativer Vernunft mit einer gehörigen Prise pejorativer Sprachausübung konfrontieren; genauer gesagt: es geht um das *Lästern*.

Damit sei eine Kommunikationsform gemeint, die – wie jede Kommunikation – Aufschluss über die Beziehung der Interaktanten zueinander gibt und zugleich der sprachlichen Konstruktion eines (gemeinsamen) Realitätsrahmens dient (12). Wer lästert, bedient sich, so Schubert, eingeschliffener Sprechmuster und Routinen; doch was initialisiert überhaupt das (offenbar nur *situative*) Auf-fahren einer entsprechenden „Lästerhandlung“? Wer darauf eine Antwort sucht, muss sich durch einen Theorieteil kämpfen, der ob seiner linguistischen Stoßrichtung die Alltagsnähe des Untersuchungsgegenstandes leider stark aushebelt. Zwar wird ausgiebig auf Thomas Luckmanns „kommunikative Gattungen“ rekurriert, um die *Musterhaftigkeit* typisch lästerhafter Sprechsituationen verständlich zu machen (41f.), das Lästern wird dann aber als Inbegriff einer „alle gängigen Textualitätskriterien“ erfüllenden Kommunikationsform vorgestellt, die zwar eine „feste Verankerung im Alltagswissen von SprecherInnen“ aufweisen kann (55), deren inhärentes *Problematisierungspotenzial* (z. B. die negative Konnotation) jedoch unter den Tisch fällt.

Dem Verfasser geht es augenscheinlich stärker um Ansätze zu einer Taxonomie von Alltagssprechkategorien (vgl. 63) als um soziale Implikationen. Nach Pre-Tests mit „ortsansässigen Jugendlichen“ (80) wurde ein „Lästerkorpus“ (114) mit vier homogenen Gruppen (Schüler bzw. Studenten) eingerichtet, deren Gespräche einmalig aufgezeichnet und danach ausgewertet wurden. Die von

Schubert stark gemachte Ansicht, Lästern sei im Sinne einer „Gattungstrennung“ von anderen Kommunikationsstilen ablösbar, ist schon insofern problematisch, als die Probanden selbst solche Strukturunterschiede erstens nicht erkennen und zweitens auch gar nicht herstellen wollen. Die Differenzierung ist ein Konstrukt des Forschers, nicht bereits Teil der diskursiven Realität; der Zugriff von außen gibt der „Lästerepisode“ ihre Form, während im Alltagssprechen die diesbezüglichen Sequenzen unreglementiert auf- und abtauchen. Auch beim Lästern ist der Versuch, Gesprächsausschnitte in Transkriptionen lebendig werden zu lassen, nur als grobe Annäherung erfolgreich (125 u. ö.). Und geradezu ärgerlich fällt der Umstand aus, dass die Modalitäten der Gesprächsaufzeichnungen nicht reflektiert, geschweige denn als Verzerrungsquelle angesehen werden.

Der Klappentext verspricht, dass es um den „sozialen Zweck“ des Lästerns geht, de facto wartet Schubert jedoch mit einer *Grammatik der lästerhaften Rede* auf, die Alltagserzählungen eingeständig mit einer „linguistischen Perspektive“ betrachtet (183). Die Exemplifikation der Regeln gemeinsamen Sprechens und Zuhörens an einem spezifischen Kommunikationsbeispiel wird diesem Anspruch zweifellos gerecht; den Eindruck, es läge ein „soziologisch unmusikalisches“ Buch vor, federt jedoch erst der letzte Teil ab. Neben rudimentären Ausführungen zu Gender-Aspekten (279ff.) werden hier Rollenhandeln, Selbst- und Fremdstilisierung, Gruppenkonstitution und Identitätsbildung als soziale Motive des Lästerns vorgestellt (282ff.). Die Ausführungen zur Relevanz sozialer Normen hätten indes ein wenig breiter ausfallen können (vgl. 290) und es verwirrt, dass Lästern zum einen eine *Kritikfunktion* ausüben soll, auf der gleichen Seite aber auch als Form des „Umgangs mit Aggressionen“ präsentiert wird (291). Schlussendlich lässt die bilanzierende Typologie sozialer „Großfunktionen“ des Lästerns (293) einen zentralen Punkt vermissen: Die das Lästern prägende Logik der „diskreten Indiskretion“ (vgl. Bergmann 1987) beherbergt eine Dialektik von prinzipiell unerwünschter, aber eben doch regelmäßig aufgefahrener „Lästeraktivität“. Wie sich diese beiden Stränge im Alltag permanent unproblematisch verknüpfen können, bleibt vage.

Literatur

- Bahrdt, Hans-Paul (1996): Grundformen sozialer Situationen. Eine kleine Grammatik des Alltagslebens. München: Beck.
- Baudrillard, Jean (2007): Das System der Dinge. Über unser Verhältnis zu den alltäglichen Gegenständen. Frankfurt a. M./New York: Campus.
- Bergmann, Jörg R. (1987): Klatsch. Zur Sozialform der diskreten Indiskretion. Berlin/New York: de Gruyter.
- Bourdieu, Pierre (1993): Soziologische Fragen. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Keppeler, Angela (1994): Tischgespräche. Über Formen kommunikativer Vergemeinschaftung am Beispiel der Konversation in Familien. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Luhmann, Niklas (1997): Die Gesellschaft der Gesellschaft. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Malinowski, Bronislaw (1986): Schriften zur Anthropologie. Frankfurt a. M.: Syndikat.
- Ritzer, George (2006): Die McDonaldisierung der Gesellschaft. 4. Aufl. Konstanz: UVK.
- Röser, Jutta (Hrsg.) (2010): Alltag in den Medien – Medien im Alltag. Wiesbaden: VS.
- Schütz, Alfred (1971): Gesammelte Aufsätze. Bd. 1: Das Problem der sozialen Wirklichkeit. Den Haag: Nijhoff.
- Thomas, Günter (1998): Medien, Ritual, Religion. Zur religiösen Funktion des Fernsehens. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Weber, Max (1988): Gesammelte Aufsätze zur Wissenschaftslehre. Tübingen: Mohr Siebeck.



Kultursoziologie der Popularisierung

UDO GÖTTLICH

- THOMAS HECKEN, Pop. Geschichte eines Konzepts 1955–2009. Bielefeld: transcript 2009, 560 S., br., 35,80 €
- HANS-OTTO HÜGEL, Lob des Mainstreams. Zu Begriff und Geschichte von Unterhaltung und Populärer Kultur. Köln: Halem 2007, 408 S., br., 32,00 €
- FRANK ILLING, Kitsch, Kommerz und Kult. Soziologie des schlechten Geschmacks. Konstanz: UVK 2006, 239 S., kt., 17,90 €
- KASPAR MAASE (Hrsg.), Die Schönheiten des Populären. Ästhetische Erfahrung der Gegenwart. Frankfurt a. M.: Campus 2008, 310 S., br., 29,90 €
- JULIA REINECKE, Street-Art. Eine Subkultur zwischen Kunst und Kommerz. Bielefeld: transcript 2007, 189 S., kt., 23,80 €
- NINA TESSA ZAHNER, Die neuen Regeln der Kunst. Andy Warhol und der Umbau des Kunstbetriebs im 20. Jahrhundert. Frankfurt a. M.: Campus 2006, 326 S., kt., 29,90 €

Die Auseinandersetzungen mit der „Massenkultur“, der „Populärkultur“ oder der „Kulturindustrie“ sowie dem Verhältnis von „Kunst“ und „Unterhaltung“ hatten und haben ihre sozial- und kulturwissenschaftlichen Konjunkturen. Die sich in deren *Verlauf* herausbildenden Begriffe, Positionen und theoretischen Perspektiven zu verfolgen und auf ihren jeweiligen zeitdiagnostischen Gehalt zu befragen, ist eine Seite des kultursoziologischen Interesses. Eine andere Seite ist die Frage danach zu stellen, was die jeweiligen Theorien für die Analyse aktueller Formen kultureller Vergesellschaftung und ihres Wandels an Erklärungen bieten. Gerade die jüngeren Ausprägungen einer „Ästhetisierung des Alltagslebens“ in der „Eventkultur“ – im Rahmen globaler mediengesellschaftlicher Entwicklungen – werfen zentrale kultursoziologische Fragen auf, die sich in der Feststellung der „populären Kultur als repräsentativer Kultur“ bündeln lassen (vgl. Göttlich, Gebhardt, Albrecht 2010). In der Perspektive von Schulze (1999) führt diese Entwicklung dazu, dass im Unterschied zu den die Auseinandersetzungen für lange Zeit dominierenden, aber eben auch übersichtlich strukturierenden Positionen von „Apokalyptikern“ und „Integrierten“ (Eco 1984) vermehrt Betonung findet, dass angesichts der Fülle an „Events“ niemand mehr die Zeitgenossen darüber belehren müsse, „dass Werbung, Musikvideos oder große Sportereignisse etwas vorspiegeln, das es ‚eigentlich‘ nicht gibt“. Denn „der Unterschied zwischen Facts und Fiction ist den Menschen im Alltagsleben geläufiger als vielen Propheten aufklärten Bewusstseins.“ (Schulze 1999: 8)

Sieht man zunächst einmal von dem möglichen kulturkritischen Einwand ab, dass mit einer solchen Vorstellung keineswegs bereits näheres über das Bewusstsein der „Menschen“ von den Mechanismen und Folgen ihrer massenkulturellen Vergesellschaftung ausgesagt ist, so läuft auch eine solche – in den Augen der Kulturindustriekritik naive – Feststellung unverändert auf die soziologischen Fragen hinaus, welche Rolle und Funktion Formen der Ästhetisierung des Lebens im kulturellen Wandel einnehmen und welche Formen der Subjektivierung und Identitätsbildung damit verbunden sind. Dieser Auseinandersetzung sind freilich Stimmen und Positionen zugewachsen – u. a. erkennbar an der Verwendung der Begriffe „Populärkultur“ oder „Populäre Kultur“ anstelle von „Massenkultur“ –, über deren kulturosoziologische Reichweite und Stellung in dieser Sammelbesprechung ein Überblick gegeben werden soll. Dabei verdeutlicht nicht allein der begriffliche Wandel (von der „Massenkultur“ zur „Populärkultur“), dass sich das Spektrum der Betrachtungen und Analysen längst über die gerade in Deutschland dominante Rolle der Kulturindustriekritik hinausbewegt hat und auf dem weiten Feld der Kulturwissenschaften angekommen ist, auf dem es nun auch gilt die Kulturosoziologie zu verorten. Notwendige Fragen beziehen sich vor allem auf die theoretische Fundierung dieser jüngeren Perspektiven und auf die Themen und Probleme, an denen diese in der Analyse des kulturellen Wandels ansetzen.

Dass eine Besprechung neuerer Literatur zu diesem für die Soziologie grundlegenden Themengebiet des kulturellen Wandels angesichts der Fülle an Publikationen – die in den letzten zehn Jahren sowohl in jüngeren Reihen mit Titeln wie „Alltag, Medien, Kultur“, „Medien – Kultur – Kommunikation“ oder „Cultural Studies“ und „Fiktion und Fiktionalisierung“, sowie in zahlreichen weiteren Monografien, Sammelbänden und auch Zeitschriften erschienen sind (vgl. u. a. ZkT 2000ff., Blaseio / Pompe / Ruchatz 2005; Bublitz 2005; Prokop 2005a, 2005b; Huck / Zorn 2007 (rezensiert in Jg. 2009, 233f.); Makropoulos 2008; Haug 2009) –, nur anhand einer Auswahl geschehen kann, macht eine Behandlung dennoch nicht einfacher. Das gilt auch dann, wenn man nur Publikationen auswählen würde, die bisherige Sichtweisen – auch soziologische – kritisieren. Jedoch ist es mit einer Kritik bisheriger Zugangsweisen keineswegs schon beantwortet, welches die entscheidenden Felder für die kulturosoziologische Analyse sind und mit welchen Theorien sich den aktuellen Herausforderungen am besten begegnen lässt.

Das Thema „Kulturosoziologie der Popularisierung“ stellt dabei einen sich aus der Themenlage jüngerer kultur- und sozialwissenschaftlicher Publikationen ergebenden Tenor in der Behandlung aktueller Formen kultureller Vergesellschaftung und Integration dar, an den in dieser Besprechung angeschlossen werden soll. Für eine Annäherung an den soziologischen Ertrag dieser Perspektiven ist es zunächst hilfreich, sich den begrifflichen Aktualisierungen in der Analyse des kulturellen Wandels zuzuwenden, bevor nach den sich daraus ergebenden Themenfeldern und deren Dimensionen bis hinein in die Theoriebildung gefragt werden soll. Das Ziel ist es, auf relevante Fragen für die Soziologie aufmerksam zu machen, die sich im Zuge des kulturellen Wandels ergeben, in dem die „Popularisierung“ nicht nur im Rahmen der Erlebnisgesellschaft weitere Themen- und Problemfelder aufweist, denen sich zuzuwenden auch für die Soziologie vielversprechend ist.

So drückt sich in der Frage nach den Feldern der Popularisierung unabhängig von Konzepten wie Erlebnis-, Spaß- oder Multioptionsgesellschaft die Frage nach den Erfahrungsspielräumen der Spätmoderne aus, auf die Publika sich mit ihrem jeweiligen Interessen, orientiert an ästhetischen Dimensionen – die nicht

länger nach *high* und *low* unterscheiden –, einlassen. Die Folgen für die Subjektivierung stellen hierbei aber nur eine engere soziologische Frage- und Problemstellung dar. Weitere Felder, die mit der Ästhetisierung des Alltags verbunden sind, sind von der Soziologie jedoch bislang kaum erschlossen, oder werden weiterhin etwa den Folgen einer massenkulturellen Vergesellschaftung zugeschlagen, so als seien die aktuellen Herausforderungen damit schon behandelt. Dabei gibt es noch nicht einmal einen gemeinsam geteilten Unterhaltungsbegriff, auf den man für die Analyse und Beschreibung jüngerer Phänomene zurückgreifen könnte.

Aus der Fülle an begrifflichen Auseinandersetzungen und Vorschlägen sticht gerade mit Blick auf den ungeklärten Unterhaltungsbegriff eine Position heraus, die von Hans-Otto Hügel bereits seit den 1980er-Jahren in unterschiedlichen Aufsätzen – darunter „Ästhetische Zweideutigkeit der Unterhaltung. Eine Skizze ihrer Theorie“ – entwickelt und vertreten wurde. Dieser Beitrag liegt nun zusammen mit weiteren maßgeblichen Aufsätzen – etwa zum Starbegriff und zur Rolle populärer Figuren wie James Bond – in dem, den provokanten Titel tragenden Band „Lob des Mainstreams. Zu Begriff und Geschichte von Unterhaltung und Populärer Kultur“ gesammelt vor.

Hügels Auseinandersetzung mit der „Populären Kultur“ und populärkulturellen Phänomenen wie Entwicklungen zeigt sich vor allem an Begriff und Geschichte der Unterhaltung interessiert, von deren historischer Entfaltung ausgehend – (1852, mit dem Erscheinen der Gartenlaube) – er die Beziehung zu den Erscheinungsweisen des Populären bzw. zur Ausbildung der „Populären Kultur“ herstellt. Schon die Verwendung des Begriffs Populäre Kultur, der Hügel alle Erscheinungen von „Pop“ bis „Populärkultur“ zuschlägt, zeigt, dass es ihm auf den sich in diesen unterschiedlichen Benennungen versteckenden Prozess ankommt, den er in der Eigenart der Unterhaltung erkennt. Sein Konzept begründet sich damit nicht einfach in einem Perspektivenwechsel, nach dem das Populäre etwa nicht in funktionaler Weise als Adressierung von Publikula oder Zuschauerschaften verstanden werden dürfe, sondern vor allem mit Blick auf die besondere ästhetische Eigenschaft der Produkte, die eine eigene kommunikative Situation ermöglicht, nämlich Unterhaltung.

Historisch steht hinter Hügels Begriffen von „Populärer Kultur“ und „Unterhaltung“ die Auseinandersetzung zwischen Wirkungs- und Autonomieästhetik, wie sie sich exemplarisch anhand der Auseinandersetzung zwischen Bürger und Schiller nachvollziehen lässt und der er seine dritte Position gegenüberstellt. Als Kulturwissenschaftler setzt er dafür ganz auf der Seite der Artefakte und ihrer ästhetischen Qualität ein, betrachtet Unterhaltung aber als einen kommunikativen Prozess, der aus dem ästhetisch zweideutigen Produktcharakter der Artefakte hervorgeht und der deshalb nicht ohne Rezeption zu denken ist: „Festzuhalten, dass Unterhaltung ästhetisch etwas vermittelt und dass sie – wie die Kunst – nur als Prozess funktioniert, ist nicht nur kein Widerspruch, sondern geradezu Voraussetzung für das Verständnis eines Unterhaltungsprozesses.“ (17) Diesem liegt nun durchaus die Dichotomie von Kunst und Unterhaltung zugrunde, wobei sich für Hügel allerdings aus der Dichotomie nicht eine „die Unterhaltung ab- und die Kunst aufwertende Hierarchie“ begründen lässt (18). Das, was den Begriff der Unterhaltung ausmacht, ist, dass sie aufgrund ihrer ästhetischen Zweideutigkeit den Rezipienten nicht völlig in ihren Bann nehmen kann und darf. Das ästhetische Erlebnis populärer Artefakte bleibt im Unterschied zur Kunst in der „Schwebe zwischen Offenbarung und Leere“ (26). Und gerade darin bestehen deren Möglichkeiten, die wesentlich zur Ausdifferenzierung Populärer Kultur mit begetragen haben. Im Ergebnis ergibt sich

eine über die rein funktionalistische Deutung des Populären hinausweisende Aufgabe, die daran anschließt, das auch populäre Artefakte für die Nutzer durchaus einen für die Ausstaffierung und Steigerung des Lebens nutzbaren Gebrauchswert haben können, dessen jeweilige Ausprägung am Begriff der Unterhaltung festgemacht werden muss, der den Kern des Populären im Unterschied zur Kunst ausmacht.

Mit der „ästhetischen Zweideutigkeit“ hat Hügel das eigentliche Problem der kulturellen Produktion herausgearbeitet – und das, indem er mit der Unterhaltung – und nicht mit dem Begriff des Populären – ausgerechnet das in den Mittelpunkt rückt, was für die sogenannte ernsthafte wissenschaftliche Auseinandersetzung mit Kunst und Kultur immer nur abschätzig behandelt oder sogar als kulturgefährdend eingestuft worden ist. Darin liegt auch der deutlichste Widerspruch zur lange Zeit herrschenden sozialwissenschaftlichen Herangehensweise, die auf einem funktionalen Verständnis des Populären – von der Kulturindustriekritik bis hin zur Kritik der Warenästhetik – ruht, nach dem dieses allein der Absatzsteigerung, Ablenkung und Stimmungsmanipulation seitens der Ökonomie diene. Die in dem Buch vorgelegten weiteren Aufsätze etwa auch zu Karl May, Graffiti oder Musikvideos unternehmen mit dem Konzept der ästhetischen Zweideutigkeit der Unterhaltung den Versuch, der Unterhaltung im Besonderen und der Populären Kultur im Allgemeinen genau die Spannung zurückzugeben, die ihr sowohl von ihren Verächtern als auch von vielen Sozial- und Medienwissenschaftlern abgesprochen wird. Das gelingt Hügel nicht zuletzt deshalb, weil er davon ausgeht, dass „die ästhetische Zweideutigkeit [der Unterhaltung] von Fall zu Fall verschieden realisiert“ wird, jedoch „in irgendeiner Form [...] in jeder Unterhaltungssituation nachzuweisen“ ist (22). Und das heißt: Man muss immer wieder die Probe aufs Exempel machen.

Damit sind keineswegs schon alle Themen und Aspekte des Buches erschöpfend behandelt, die auch kulturosoziologisch fruchtbar gemacht werden können. Für das Thema der Kulturosoziologie der Popularisierung ist an dieser Stelle neben dem Unterhaltungsbegriff und dem Starbegriff vor allem noch die mit der Titelgebung verbundene Bestärkung in der Eigenständigkeit der Perspektive interessant. Denn wer spricht dem Mainstream schon ein Lob aus, in dem Wissen, sich damit gleich der Kritik an das Messer zu liefern. Aber dieses Lob ist keineswegs blind provokativ gemeint, sondern widerspricht auch den Populärkulturtheoretikern, die in die Dichotomie-Falle tapen, wenn sie zur Adellung scheinbar oppositioneller, sich dem Mainstream widersetzender Positionen etwa auf dem Gebiet der Pop-Musik beginnen, Niederes von Hohem zu unterscheiden, anstelle sich der Besonderheit der Unterhaltung in ihrem Zusammenhang mit Macht- und Herrschaftsfragen zu widmen, womit erneut kein Weg an der empirischen Arbeit vorbeigeht.

Der Probe aufs Exempel zu den veränderten Ausgangslagen Populärer Kultur hat sich auch eine weitere Publikation verschrieben, die den unterschiedlichen Facetten der „Schönheiten des Populären“ nachgeht. Diese Schönheiten in den Vordergrund zu stellen ist ebenso provokant wie das vorhergehende Lob. Zeigt diese Hinwendung doch eine weitere auffällige Wendung im kulturkritischen Diskurs zur Unterhaltung und Populären Kultur. Kaspar Maase versammelt dazu eine Reihe berufener Stimmen von Gernot Böhme über Winfried Fluck, Knut Hacketh, Richard Shusterman, Diedrich Diederichsen und dem soeben besprochenen Hans-Otto Hügel – um nur einige mit diesen Namen verbundenen bekannteren Positionen anzudeuten –, die sich mit der ästhetischen Erfahrung des Populären vor dem Hintergrund der an unter-

schiedlichen Beispielen beobachtbaren Ästhetisierungsprozesse des Lebens und Alltags beschäftigen.

Die Dimensionen der Analyse, die auch für die soziologische Auseinandersetzung mit Populärer Kultur von besonderem Interesse sind, ergeben sich auch in diesem Buch mit der konsequent empirischen Perspektive, das Fragen der Zuwendung, Auswahl, Rezeption und Nutzung populärkultureller Erzeugnisse vor dem Hintergrund von drei Entwicklungen thematisiert: dem gestiegenen „Anteil populärer Künste und Vergnügungen am Zeitbudget“, dem „unübersehbaren Streben nach sinnlich eindrucksvoller Formung der materiellen Umwelt wie des Selbst“ sowie „der Zunahme jener öffentlichen Inszenierungen, die mit allen Mitteln die Intensität sinnlich grundierter gemeinsamer Erfahrung zu steigern suchen – Sonnenfinsternis, Papstbesuch, Stadtfest“ (10).

Im Vordergrund des Interesses steht aber nicht etwa die Analyse der funktionalen Zuordnung des Schönen für die gesellschaftliche Integration, sondern die Frage danach, wie sich Schönes im Erleben entfaltet und welche Facetten des Alltags davon betroffen sind, wozu eben nicht allein psychologische Aspekte der Empathie oder Eskapismus in den Vordergrund gehören – was eine beinahe 50-jährige Geschichte in der Auseinandersetzung mit Massenkultur hat – sondern u. a. die gestiegene Rolle des Körpers als besondere, bislang unberücksichtigte Erlebnisquelle des Schönen meint, die gleich auch auf anthropologische Fragen zurückverweist, die Maase in seinen Thesen zur „Erforschung des Schönen im Alltag“ als eine weitere vorrangige Dimension zur Erforschung aus schreibt. Weitere Felder betreffen die synästhetischen Arrangements des Populären, die sinnliche und psychische Erfahrungswelten darstellen, an denen die sozialpsychologische Forschung bislang bestenfalls in wirkungstheoretischer Absicht interessiert ist, aber nicht in ästhetischer, zu der schließlich das gehört, was Hügel mit der Zweideutigkeit meint: Wir können bei der Sache sein, müssen es aber nicht und sind gerade dadurch ein Teil des Arrangements.

Die Frage, die der Zusammenstellung der Beiträge von Maases Seite aus zugrunde liegt, richtet sich daran aus, was die Bedingungen der ästhetischen Erfahrung in der Gegenwart sind, ohne damit gleich die Freude am Kitsch irgendwie rehabilitieren zu wollen, aber eben auch nicht die Sehnsüchte in der Erfahrung des Populären für Produkte eines falschen, von der Kulturindustrie erzeugten Bedürfnisses zu nehmen. Nach Maase liegt gerade in der Entfaltung einer solchen Perspektive nicht nur die Herausforderung, sondern gerade auch der Ernst der Betrachtung, da es gilt, das ernst zu nehmen, was die Menschen sich ersehnen und sei es, dass sie ihre Wahl sogar im Bewusstsein, enttäuscht zu werden, vornehmen. Sein Zugang richtet sich damit auf die Durchdringung folgenden Zusammenhangs: „Die große Mehrheit der Zeitgenossen strebt nach Eindrücken, Erfahrungen, Erlebnissen, die sie als schön empfindet – und zwar, weil sie sie als schön empfindet. Die meisten derartigen Dinge, Aufführungen, Aktivitäten und Kunstgenres werden von der herkömmlichen Ästhetik übersehen oder/und als trivial und defizient abgetan; deshalb ist zu diskutieren, welche Kategorien und Methoden für das angemessene Studium dieser Schönheiten des Populären taugen.“ (9)

In Maases Perspektive, die durch eine Reihe weiterer Publikationen Verbreitung und Aufnahme gefunden hat (vgl. 1997), handelt es sich um grundlegende Fragen zu den „Wandlungen im System der Bedürfnisse und Erwartungen jener Bevölkerungsmehrheit, deren Handeln und deren Geschmack die Erscheinung der nachbürgerlichen Massengesellschaft prägen.“ (2008: 10) Konkret geht es um Prozesse, „die die Motive einer sinnlich gestalterisch betonten Stilisierung von Leben und Umwelt aus dem Adel ins Bürgertum

und schließlich in die unterbürgerlichen Schichten trugen.“ (Ebd.) Allerdings lässt sich dieser Übertragungsprozess historisch mangels Quellen nicht genauer verifizieren, da die unterbürgerlichen Schichten selten Anlässe zur Anfertigung von Zeugnissen über ihre Erlebnisse hatten, wobei vieles dafür spricht, das „spezifisch ‚sinnliche Ordnungsstrukturen‘ und deren ‚lustvolle Perzeption‘ [...] zu den Basisoperationen intensiver, erkennender sinnlicher Wahrnehmung (*aisthesis*) – zu den Konstituenzien jeder menschlichen Gesellschaft zählen.“ (Ebd.)

Für Maase und die im Buch mitversammelten Autoren bezieht sich ästhetische „Erfahrung im Alltag“ damit auf zwei große Gegenstandsbereiche: auf die Künste und auf schöne Dinge und Situationen; demnach auf alles, was ästhetische Erfahrung auslöst (43). Das Interesse am Schönen im Alltag gilt besonders jenen Situationen, in denen die Beziehung nicht professioneller Natur ist. Durch diesen Blickwechsel wird es nicht nur möglich, der ästhetischen Erfahrung mit populären Artefakten und der Hochkultur gleichermaßen nachzugehen, da auch Letztere nur im geringeren Maße von Professionellen erfahren wird. Mit dieser Wendung ergibt sich auch eine immanente Kritik der kulturwissenschaftlichen und kulturosoziologischen Betrachter, die nach Maase vielfach eben als Professionelle über Kunst und ästhetische Erfahrung schreiben und auf die Art zu so mancher Abwertung des ästhetischen Vergnügens der nicht-professionellen nicht nur beitragen, sondern damit möglicherweise am Kern der ästhetischen Erfahrung in der Populären Kultur vorbeischaun.

Was die in dem Sammelband geäußerten Positionen im Einzelnen für Konsequenzen haben, wird aus der Sicht Maases angesichts der anhaltenden Faszination der Massenkulturkritik somit erst noch zu klären sein. Die Leistung des Sammelbandes jedenfalls besteht darin, einige der offenen Fragen in der Behandlung des Populären von Seiten der Kulturwissenschaften an die Kulturosoziologie herangetragen zu haben, die gerade für die Beantwortung ihre Probe am Exempel fordern.

Die Breite des Themas und die Frage nach der Popularisierung macht gerade dadurch auch darauf aufmerksam, dass es soziologisch längst nicht mehr ausreichend ist, wie neuerdings auch im luhmannschen Theorieprogramm (vgl. Huck / Zorn 2007), nach der Rolle und Funktion der Populärkultur für die soziale Integration zu fragen. Soziologisch gesprochen stellt die „Vermischung“ in der Rezeption kultureller Formen sogar eine Herausforderung des bourdieuschen Programms dar, wenn sich Geschmack als soziale Kategorie nicht länger nur nach Klassen- oder Schichtungsgeschichten behandeln lässt, weil ästhetische Erfahrung bei der gemeinsamen Teilhabe an Events erfolgt, aus der eine gemeinsame Orientierung eben über diese „Grenzen“ hinaus erfolgt bzw. sich entwickeln kann.

Auf den Spuren der Schönheiten des Populären ist auch Frank Illing mit seiner Publikation, der in seiner „Soziologie des schlechten Geschmacks“ nicht nur *Kitsch, Kommerz und Kult* selber auf der Spur ist, sondern gerade die ästhetischen und soziologischen Theorien diskutiert, die sich anheischig machen, populäre Dinge eben als trivial, kitschig oder pöfelig zu beschreiben und damit auch gleich die Tätigkeiten abzuwerten, die damit verbunden sind. Das Thema des Buches geht somit der Frage nach, wie sich Geschmack überhaupt soziologisch thematisieren lässt. Vor diesem Hintergrund stellt Illings Arbeit eine kompakte, einführende Ergänzung – nicht zuletzt zu der von Maase und Autoren entfalteten Perspektive – dar und rundet für die kulturosoziologische Betrachtung die Problematik dahingehend, dass sie zwar keine griffige These anbietet, was schlechter Geschmack ist, aber sie behandelt einige der

soziologischen Diskurse, in denen die Abwertung immer noch ein dominanter Gestus in der Erfahrung des Populären ist. Die von Illing in der Soziologie des schlechten Geschmacks verfolgten Fragen stehen dabei in einer gewissen Verbindung mit der durch Schücking begründeten Soziologie der Geschmacksbildung, die in der Kulturosoziologie – nicht nur durch Bourdieus langen Schatten – leider schon länger aus dem Blickfeld geraten ist. Illing schließt zwar nicht wörtlich an Schücking an, dazu ist sein Buch auch viel zu sehr als Einführung in ästhetische und kulturosoziologische Positionen angelegt. Er stellt aber die Frage danach, was zu bestimmten Zeiten die maßgeblichen Faktoren der Geschmacksbildung sind, die Schücking noch allein auf die Literatur und keineswegs die Populäre Kultur bezogen gesehen hatte. Behandlungen vor dem Hintergrund der Frage der Ästhetisierung des Alltags finden neben Kant das strukturalistische Konzept Jan Mukarovskys, die Kulturindustriekritik Adornos, die Theorie Bourdieus sowie die Cultural Studies und darüber hinaus verschiedene historische und aktuelle Konnotationen von Stil, Geschmack, Kitsch und Trash. Das Buch behandelt dabei sowohl sozialstrukturelle Probleme der Geschmacksbildung als auch die Frage der Auflösung dieser Zuordnungskriterien im Rahmen der Subkulturforschung.

In Illings Stichwortliste des schlechten Geschmacks, die die Begriffe „das Modische und Mode, Kult-Kultur, Kommerziell, Kitsch, Camp und Trash“ enthält, kommt die Ausweitung der ästhetischen Erfahrung zum Tragen, die über das als Schön empfundene hinausreicht. In diesem Zusammenhang kommt das Problem der Umwertung traditioneller Dichotomien insofern zur Sprache, wenn er ausführt, dass das bewusste Propagieren eines Kultes „eine souveräne Distanz zu geltenden ästhetischen Normen“ voraussetzt und somit ein hohes kulturelles Kapital zur Voraussetzung hat (vgl. 215).

Welcher Geschmack die Populärkultur im Einzelnen auszeichnet, lässt sich mit diesem Nachvollzug von Theorien und Konzepten, worauf schlechter Geschmack gründet, jedoch kaum näher beschreiben; zumal die Probe aufs Exempel fehlt, was man der Einführung Illings jedoch nicht negativ anrechnen kann. Eine Vertiefung dieser Problematik ist allerdings von einem solch umfangreichen Buch mit dem Titel „Pop. Geschichte eines Konzepts 1955–2009“ von Hecken zu erwarten. Der Anspruch des Buches ist es, einen zuverlässigen geschichtlichen und analytischen Überblick zu geben, „welche Überlegungen unter dem Zeichen von „Pop“ bisher zu verzeichnen gewesen sind“ (vgl. 15). Der Autor verfolgt mit diesem Buch – im Unterschied zu einer kurz zuvor erschienenen theoretischen Arbeit (vgl. 2007) – jedoch *keinen* eigenen wissenschaftlichen Ansatz in der Annäherung an den Gegenstand „Pop“.

Lassen wir diese Einschränkung zunächst einmal beiseite – obwohl man sich als Leser bei der Lektüre sofort fragt, wie das Material dann überhaupt ausgewählt werden konnte –, so erfährt der Leser auf gut 500 Seiten so ziemlich alles zur anglo-amerikanischen Auseinandersetzung zum Thema Pop als Oberbegriff, „dessen prägende Bedeutung sich im Sprachgebrauch außerhalb des Felds der Wissenschaften ergeben hat [...]“ (14) und der vor allem nicht volkstümlich meint, sondern mit der Umwertung und Bewertung der mit der Massenkultur ins Rollen gekommenen kulturellen Produktion im Feuilleton, der Kunstkritik, der Musik- und Filmkritik, der Mode usw. zu tun hat. Hecken verzeichnet dazu eingehend die begrifflichen Auseinandersetzungen oder besser Konfusionen, die das Feld seit den Einlassungen Hamiltons u. a. – darunter in der deutschen Debatte unbekannte Namen wie Banham, Toffler, York (Dank des Registers sehr gut zu erschließen), zur Pop Art aufweist. Sein Resümee läuft auf die Feststellung hinaus, Pop stehe „als lobender Titel für eine Vielzahl speziellerer

Eigenschaften und Phänomene. Oberflächlichkeit, Künstlichkeit, Neurahmung von massenhaft hergestellten Gütern, starker Reiz, Glamour etc.“ (469) Zugleich zeige Pop die unterschiedlichsten Ausprägungen von „Oberflächen Ästhetik“ über „Meta Pop“ und „Avant Pop“ bis hin zu „Pop Hedonismus“. Das alles beweise, dass Pop alles andere als ein einheitlicher Stil ist und alle Bemühungen der Charakterisierung dem Konzept in gewisser Weise deshalb auch zuwider laufen.

Ohne Zweifel sind das alles kenntnisreiche und mit Blick auf die Quellen- und Materialsammlung detailliert zusammengetragene Aspekte einer 50 Jahre überspannenden Debatte. Aber ein unmittelbarer Ertrag für die Kulturosoziologie der Popularisierung ist nur schwer zu ersehen und so gleicht das Buch – ohne seine kulturwissenschaftliche Leistung damit zu schmälern – einem Steinbruch, aus dem die Kapitele wohl noch zu hauen sind. Dass Popkultur nicht Populärkultur ist – wie Hecken immer wieder unterstreicht – scheint dafür aber wenig zielführend, zumal die bislang besprochenen kulturwissenschaftlichen Arbeiten von Hügel und Maase zeigen, dass gerade die spezifischen Aneignungs- und Umgangsweisen mit Unterhaltung doch auch zu einem wesentlichen Bestandteil von Pop zählen, und zwar auf der Rezeptions- wie der Produktionsseite.

Somit ließe sich, in Anlehnung an die Perspektive Hügels, Pop als eine spezifische Aneignungs- und Umgangsweise mit Unterhaltung fassen, die nicht zur Entfaltung eines Pop-Konzepts, sondern auch zu einem seit über 50 Jahre anhaltenden Pop-Diskurs beigetragen hat, der über die Kulturkritik bis hinein in die Auseinandersetzung von Künstlern und Musikern mit ihren Produkten ausstrahlt. Geht man die Anordnung der Kapitel in Heckens Buch in dieser Hinsicht noch einmal durch, so weisen diese eine Klimax auf, die beim Aufkommen des Pop-Diskurses bereits in der Einleitung mit den maßgeblichen Einlassungen von Hamilton beginnt, dann die Verbreitungsphase am Beispiel der Diskussionen zur Pop-Art verfolgt und schließlich die normale Anwendungsphase in den Mittelpunkt stellt, die den Hintergrund sowohl für die scheinbare Auflösung des Diskurses durch seine Ausdifferenzierung aber auch sein immer wieder plötzliches Aufflammen bietet. Für die Probe aufs Exempel ertragreich wäre es in diesem Zusammenhang, sich die spezifische, mit Pop verbundene Ästhetisierung des Alltags und der Lebenswelt näher anzuschauen, wofür sich die Reflektionen der Zeugen, die Hecken anführt, als ein spezifischer Ausgangspunkt anbieten.

Zwei Publikationen, die an zwei unterschiedlichen Zeitpunkten der Entwicklung des künstlerischen Feldes ansetzten und ebenfalls an Pop aus einer soziologischen und einer kulturwissenschaftlichen Perspektive interessiert sind, sollen hierzu noch abschließend kurz angeführt werden. Denn auch diese beiden Studien machen die Probe aufs Exempel. Das Buch „Die neuen Regeln der Kunst“ von Nina Tessa Zahner verfolgt die Entwicklung der Pop Art am Beispiel Andy Warhols und thematisiert dessen Rolle beim *Umbau des Kunstbetriebs im 20. Jahrhundert*. Während diese Arbeit die Frühphase des Pop in den Blick nimmt, setzt das Buch von Juliane Reineke zur *Street Art* bei der aktuellsten Veränderung der Kunst durch *Pop* ein. Dazu verfolgt sie die subkulturelle Herkunft dieser Kunstform und verfolgt deren Vordringen auf den Kunstmarkt. Beide Publikationen bauen in der Zusammenschau betrachtet mit ihrer Thematik ein Spannungsfeld auf, das mit dem Thema Ästhetisierung des Lebens gut umschrieben ist. In ihren Analysen machen die Autorinnen Gebrauch von Bourdieus Analysen des kulturellen Feldes, die fruchtbar zu lesen sind, zumal die Anwendung hier vom literarischen auf das bildnerische Feld, das andere

Institutionen kennt, übertragen wird. Das Vordringen der Pop-Art, das Zahner thematisiert, ist im Unterschied zur heutigen Verbreitung der Street Art, deren Verbreitung Reineke verfolgt, schon Geschichte und doch weist die Entwicklung beider Felder durch die Brille der Feldtheorie gesehen interessante Gemeinsamkeiten auf. Zum einen geht es um die Inklusion neuer Schichten in das künstlerische Feld und zum anderen um die Veränderung der ökonomischen Logik im Feld selber, die in der traditionellen Kunst als trennend, aber bereits zu Beginn der Pop-Art-Entwicklung und erneut mit der Street-Art-Szene als Vermischung von reiner Produktion mit dem Feld der Massenproduktion zu sehen ist. Die Pop Art ist im Unterschied zur Street Art aber noch in das Kunstfeld integriert worden, während die Street Art mit der Veränderung des künstlerischen Feldes und ihrer Institutionen auch durch die neuen Medien und einer veränderten (Kunst-)Öffentlichkeit zu tun hat. Zunächst bedeutete die Entwicklung der Street Art eine bisher unbekannte Art des Hineinwirkens künstlerischer Produktion in die Öffentlichkeit – weshalb Street Art auch als Bezeichnung für visuelle Interventionen steht – welche nun aber vermehrt den urbanen öffentlichen Raum verlässt und im Kunstkontext, in Galerien und Museen, ausgestellt wird.

Setzt man diese an Bourdieu anschließenden Analysen der Pop Art und der Street Art in Bezug zu den mit der Popularisierung als Ästhetisierung des Alltags beschriebenen Phänomenen, dann erkennt man unschwer, dass die beiden feldspezifischen Analysen zumindest die rezeptionsspezifischen Aspekte ausblenden. Zahner macht daneben aber auf weitere Kritikpunkte aufmerksam, die sich aus ihrer Analyse ergeben. Als Folge der seit der Pop Art beobachtbaren Differenzierung und Pluralisierung kann die Produktion legitimer Kunst nicht länger auf das Feld der reinen Produktion bezogen analysiert werden. Mit Reinekes Analyse erkennt man allerdings, dass die reine Produktion immer noch Bezugspunkt der Differenzierung ist, wenn sich auch das Spannungsfeld erweitert hat. Die Bedeutung der Popularisierung für die Kultursociologie könnte mithin auch darin bestehen, sich den Schönheiten des Populären anzunähern, die über die Anlehnung an den professionellen Blick, so wie Maase ihn als Einschränkung beschrieben hat, hinausweisen. Zahner unterstellt Bourdieu mit seinem modernistischen Kunstverständnis, dass er die „demokratisierenden Potentiale eine[s] erhöhten Pluralismus in der Kunst“ ignoriert (289). In diesem Sinne gilt es dann tatsächlich, jeweils die Probe aufs Exempel zu machen.

Die Ausführungen haben gezeigt, dass es zahlreiche Anregungen für eine Kultursociologie der Popularisierung gibt, die sich aus unterschiedlichen kultur- und sozialwissenschaftlichen Diskursen, Positionen und Fragen zum anhaltenden kulturellen Wandel im Zeichen einer Ästhetisierung der Lebenswelt speisen. Dieser Wandel trägt schon jetzt zu spezifischen Problemstellungen bei, deren Behandlung ganz wesentlich mit einer Überprüfung von Begrifflichkeiten sowie der etablierten methodischen und theoretischen Herangehensweisen verbunden ist. Wie die Kultursociologie diese hier vorgestellten Perspektiven und Fragen der Popularisierung aufnimmt, ist damit freilich noch keineswegs entschieden und wird im Spannungsfeld ausgetragen werden, das durch jene hier nicht im Fokus stehende Publikationen mitgebildet wird, die weiterhin als Massen- und Kulturindustriekritik konzipiert sind bzw. in funktionalistischer Perspektive vorgehen. In dieser Auseinandersetzung geht es um nicht weniger als darum, dass die auf eine „Ästhetisierung des Alltagslebens“ abzielenden *Tätigkeiten*, die sich auf Seiten der kulturellen Produktion, Distribution und Rezeption finden lassen, wissenschaftstauglich werden.

Literatur

- Blaseo, Gereon / Pompe, Hedwig / Ruchatz, Jens* (Hrsg.) (2005): *Popularisierung und Popularität*, Köln: Domont.
- Bublitz, Hannelore* (2005): *In der Zerstreuung organisiert. Paradoxien und Phantasmen der Massenkultur*, Bielefeld: transcript.
- Eco, Umberto* (1984): *Apokalyptiker und Integrierte. Zur kritischen Kritik der Massenkultur*, Frankfurt a. M.: S. Fischer.
- Göttlich, Udo / Gebhardt, Winfried / Albrecht, Clemens* (Hrsg.) (2010): *Populäre Kultur als repräsentative Kultur*, Köln: von Halem.
- Haug, Wolfgang Fritz* (2009): *Kritik der Warenästhetik. Gefolgt von Warenästhetik im High-Tech-Kapitalismus*, Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Hecken, Thomas* (2007): *Theorien der Populärkultur. Dreißig Positionen von Schiller bis zu den Cultural Studies*, Bielefeld: transcript.
- Huck, Christian / Zorn, Carsten* (Hrsg.): *Das Populäre der Gesellschaft. Systemtheorie und Populärkultur*, Wiesbaden: VS.
- Maase, Kaspar* (1997): *Grenzenloses Vergnügen. Der Aufstieg der Massenkultur 1850–1970*, Frankfurt a. M.: Fischer.
- Makropoulos, Michael* (2008): *Theorie der Massenkultur*, Fink: München, Paderborn.
- Prokop, Dieter* (2005a): *Das Nichtidentische der Kulturindustrie*, Köln: von Halem.
- Prokop, Dieter* (2005b): *Der kulturindustrielle Machtkomplex*, Köln: von Halem.
- Schücking, Levin Ludwig* (1961 [1923, 1931]): *Soziologie der literarischen Geschmacksbildung*, Bern: A. Franke.
- Schulze, Gerhard* (1999): *Kulissen des Glücks. Streifzüge durch die Eventkultur*, Frankfurt a. M./New York: Campus.
- Zeitschrift für kritische Theorie* (2000ff.): in loser Folge ab Jg. 6, H.10ff.